

Der Polenfeldzug

In den ersten Sommermonaten des Jahres 1939 entnahm man Berichte aus Zeitungen und Radio über die ersten unerhörten Gräueltaten polnischer Mordbanden an unseren Brüdern und Schwestern jenseits der Ostgrenze Groß Deutschlands.

Die armen Volksdeutschen von Danzig, dem Korridor und Oberschlesiens wollten schon lange heim ins Mutterland Groß Deutschland zu ihren Landsleuten, Brüdern und Schwestern.

Unser Führer Adolf Hitler versprach ihnen mit Gewissheit sie heim zu holen zur großdeutschen Familie. Daher richtete der Führer unseres geliebten Vaterlandes an die polnische Staatsregierung einen der Gerechtigkeit entsprechenden Vorschlag, nach dem beide Völker in guten Nachbarverhältnissen nebeneinander leben können. Polen jedoch lehnte ab, antwortete mit Mobilmachung.

Die bestialischen Morde an den gepeinigten Deutschen drüben im nahen Grenzgebiet häuften sich von Tag zu Tag in noch nie gehörter Art.

Längs der deutschen Grenze errichteten die polnischen Truppen im Eiltempo Schützengräben und allerlei Befestigungsanlagen. Polnische Flieger kreisten über der Stadt Danzig, sowie erfolgten auch Erkundigungsflüge über deutschem Gebiet beinahe schon jeden Tag.

Alle wehrfähigen Männer bis 40 Jahre rief man in Polen zu den Waffen um sie den deutschen im bevorstehenden Kampf entgegenzustellen. England bot Polen seine Hilfe, Unterstützung und Garantie im Kriegsfall mit Deutschland an.

Polen über diese wohlwollende Haltung der Engländer noch mehr erfreut, erlaubte sich nachher immer mehr Frechheiten, verstieg sich sogar so weit, Deutschland herauszufordern.

Im Radiosender Kattowitz konnte man unter anderem kriegshetzerische Reden, die unsinnigen polnischen Forderungen, hören wie: „Polen fordert die Odergrenze, der Deutsche wird in Berlin zusammen gehauen, Großpolen wird wieder erstehen, die geraubten Provinzen Ost- und Westpreußen, ganz Schlesien muss zurück an Polen. Die Ostsee gehört nur dem Polenreich. Dänemark muss die Grenze bilden im Nordwesten.“ All diese Forderungen entsprangen den an Größenwahn leidenden Gehirnen der Chauvinisten der Nationalpolen.

In der zweiten Hälfte des Monats August hörte man von immer mehr Morden jenseits der Grenzen. Der Führer richtete nochmals an Polen und an die Westmächte einen letzten Appell, in dem er aller Welt zu verstehen gab, Deutschlands Geduld sei zu Ende. Sollte keine Einstellung der abscheulichen Gräueltaten erfolgen, sowie die Herausforderungen an Deutschland verschwinden, so wird Gewalt mit Gewalt beantwortet.

Um sich für den Ernstfall vorzubereiten erfolgte bereits eine teilweise Einziehung wehrfähiger Jahrgänge, besonders solcher, die einstens im Weltkrieg die Grenzen des deutschen Vaterlandes in Ost, West, Süd und Nord mit ihrem Lebens Einsatz vor dem von allen Seiten hereinbrechendem Feinde beschützten.

Die Jahrgänge 1894 – 1900, so auch viele Männer und Burschen, die einstens im österreichischen Bundesheer ihre militärische Ausbildung genossen, erhielten für den 26. August 1939 den Einberufungsbefehl.

Hier in Gföhl errichtete das Wehrkreiskommando Krems einen Sammelort für No. 176.447 bis 51. Diese Nummer galt für Reservelandesschützen Bataillon IV/2, später Landesschützenbataillon XXVI/XVII.

Zu diesem Bataillon erhielten viele ehemalige gediente Frontsoldaten vom Waldviertel, besonders vom Kremser Bezirk, sowie auch manche Kameraden von der Tullner Gegend und aus dem deutschen Gebiet Südmährens, Umgebung von Neubistritz, die Kriegsbeorder.

Zu diesem Bataillon erhielt auch ich den Einrückungsbefehl für 26. August, zwölf Uhr mittags in Gföhl, in der Hauptschule gestellt zu sein, bei der 13. Kompanie. Den Befehl erhielt ich um neun Uhr vormittags, als ich eben zu meinen Arbeitern in die Volksschule ging. Gemeindegemeinsekretär Topf Franz kam mir mit einem großen Pack Einberufungen zu, teilte mir mit, auch ich habe morgen, 26. August, um zwölf Uhr mittags bei meiner Truppe gestellt zu sein.

Welche Gefühle mich dabei ergriffen ist nicht zu schildern. Trotz all dem wanderte ich sofort dem Marktplatz zu, um mich näher umzusehen, was denn alles schon los sei. Wirklich fand ich hier schon eine große Anzahl Männer mit Koffer vor, die sich einem bereits eingetroffenem Oberleutnant näherten, um von ihm über ihre Einteilung Genaueres erfahren zu können.

Auch mir ließ es keine Ruhe mehr und schloss mich gleich in meinem blauen Arbeitskleidern, so wie ich eben des Weges kam, dieser Schar an. Meine Einberufungskarte übergab ich dem Oberleutnant Hainisch, ein Buch- und Musikalienhändler aus Stockerau, der mir bekannt gab, dass ich zur ersten Kompanie, also zu der selben, bei der er als Zugkommandant eingeteilt, einzurücken habe und wir uns beide morgen sehen werden. Herr Oberleutnant schien uns gleich zu Beginn unserer neuerlichen Kriegsdienstleistung als ein lieber Kamerad und gerechter Mann als Vorgesetzter. In aufrichtiger und lieb gemeinter Kameradschaftsworten unterrichtete uns unser neuer Offizier, dass hier in Gföhl ein Heimatwachbataillon mit vier Kompanien aufgestellt wird, das hier vollständig ausgerüstet zur weiteren Verwendung bereitgestellt zu sein hat.

Einige Kameraden unterhielten sich hernach noch mit ihm in gemüthlicher Stimmung. Besonders einer von ihnen meinte es gar gut. Herr Oberleutnant soll mit uns alten Kriegssoldaten nicht allzu streng sein, denn wir alle hatten doch einst im Weltkrieg schon unsere Pflicht genauestens erfüllt als Jünglinge von damals achtzehn Jahren. „Ja, alles in Ordnung machen, wie einst, dann wird auch jetzt die Kameradschaft so sein, wie im Felde anno

1914 – 1918“, gab der Offizier zur Antwort. Er selbst lag in schweren Kämpfen auf den Kriegsschauplätzen Rußland und Italien, er weiß, was Pflicht ist, fürs Vaterland sein Leben einzusetzen, er weiß auch, was der Offizier sowie auch seine Mannschaft zu leisten hat und wie einer auf den anderen im Felde, an der Front angewiesen ist. Sollte uns alle noch ein Mal diese Pflicht rufen, dann stehen wir alle wie Stahl und Eisen auf dem Posten, der uns zugewiesen wird. Ja, so werden wir es halten, wie es eines rechten Soldaten geziemt, war unsere Losung, als wir nach dieser kurzen Unterredung auseinander gingen.

In meinem Familienkreise löste die so unverhoffte Einberufung viel Kummer und Wehklagen aus. Doch mit Mut und Energie versuchte ich ein wenig Beruhigung bei meinen Lieben zu bringen, um nicht alle kopflos zu haben. Es folgte auch wieder etwas Ruhe, alles ging seiner Arbeit nach. Das Mittagmahl wollte heute aber gar nicht schmecken. Jeder ließ den Kopf hängen und ging wie ein Gespenst von einem Raum zum anderen. Die Arbeit ging gar nicht so, wie gewohnt. Es lastete auf uns allen ein schwerer Alpdruck. Wie viele Stunden noch daheim, dann fort, hinaus ins Ungewisse. Wohin, wie lange fort von daheim? Kommt er wieder zurück zu uns? Die Arbeiter im Betrieb fanden sich auch nicht zurecht mit dem so plötzlich eingetretenem Geschehen.

Den Nachmittag wollte ich noch mit der Fertigstellung eines Sarges ausfüllen, doch immer wieder zog es mich hinein zum Hauptplatz, wo es bereits bei den einberufenen Kameraden reges Treiben gab. Im Saale Edhofer begann bereits der Bataillonsstab seine Vorarbeiten zur Aufstellung und Ausrüstung der vier Kompanien. Der Bataillonsstab erhielt bereits für den 25. August seine Einberufung.

Im Gasthaus Baldt fand sich auch im Laufe des Nachmittages schon Mannschaft der vierten Kompanie ein. Ich selbst suchte auch diese Gaststätte auf, wen sah ich? Einen Schulkameraden namens Apolt Josef, Bäckermeister in Reinprechts. Er frug mich: „Was ist es mit dir, gehörst du auch zu uns?“ „Ja, ich bin bei der ersten Kompanie, die in der Hauptschule einquartiert ist. Morgen um zwölf Uhr mittags heißt es auch wieder in die Montur“, gab ich ihm zur Antwort.

Viele Reservisten kamen bereits ins Gastzimmer herein und gesellten sich zu uns. Im Nu füllte sich das Lokal von einrückenden Soldaten. Es kam auch Herr Oberleutnant Hainisch herein und suchte einige Quartierungen für die vierte Kompanie, die er sogleich von unserer Tischrunde entnahm. Frau Baldt gab sofort die Quartiermöglichkeiten ihres Hauses dem Oberleutnant bekannt, führte diesen hinauf in den Saal, wo sogleich auch die Nebenzimmer in Anspruch genommen wurden. Auch die Scheune im Wirtschaftstrakt nahm man in Beschlag für die Mannschaft. Einen Lehrer aus Zwettl bestimmte Herr Oberleutnant zum provisorischen Rechnungsführer und übergab ihm die Kompanieakten, die er als Geheimbefehle kennzeichnete und streng vertraulich zu behandeln seien. Niemand ist berechtigt in dieselben Einblick zu nehmen. Die ersten schriftlichen Arbeiten konnten jetzt begonnen werden. Orientierungstafeln fertigte sogleich der Lehrer namens Rupp an und die Quartiermacher befestigten selbe auf den Häusern, in denen die Kompanien ihre Sammellokale haben sollten. Vorarbeiten gab es jetzt zur Genüge. Gemeindesaal und Kanzlei nahmen das Ortskommando auf. Hier versammelte sich die Gemeindevertretung, die Ortsleitung der NSDAP sowie Gendarmerie vorläufig, bis das Ortskommando seine Tätigkeit aufnahm.

Um die fünfte Nachmittagsstunde kehrte ich doch wieder zur Arbeit heim. Alle meine Lieben erwarteten mich schon mit Sehnsucht, doch noch die kurze Spanne zeit bei ihnen sein zu können. Es sind doch nur mehr Stunden, die ich noch bei ihnen weilen konnte.

Bis spät in die Nacht hinein, bis zehn Uhr, hieß es noch an der Fertigstellung meiner letzten Arbeit vor meiner Einrückung arbeiten. Die gewünschte Ruhe im Schlaf zu finden war uns allen nicht gegönnt.

Es gab noch so viel zu besprechen für die unbestimmte Zeit meiner Abwesenheit. Mutter und ich wachten bis in die frühen Morgenstunden.

26. August. Schon um fünf Uhr morgens sprang alles aus den Federn, galt es doch noch so viel zu erledigen im Berufe und Familie am heutigen Vormittag.

Der heutige Tag brachte dem Sammelort Gföhl ein bewegtes Straßenbild. Von allen Himmelsrichtungen eilten Autos, Wagen heran, die alle noch die Mehrzahl der Einrückenden hierher führten zur Ausrüstungsstation des Reserve Landeschützenbataillon IV/2. Auf ein Mal herrschte sogar Treiben auf dem Hauptplatz, auf dem die Hitler Jugend die Ankommenden in die bereits vorgesehenen Quartiere führte:

- | | | |
|-------------|-----------|---------------------|
| 1. Kompanie | Sammelort | Hauptschule |
| 2. Kompanie | Sammelort | Gasthof Haslinger |
| 3. Kompanie | Sammelort | Gasthof Prinz Ernst |
| 4. Kompanie | Sammelort | Gasthof Baldt Franz |

Im Laufe des Vormittags führte mich ein Zufall einem Offizier der 1. Kompanie zu, als ich in der Gemeinde persönlich in Angelegenheit meiner Einrückung zu tun hatte. Dortselbst sprach Herr Oberleutnant Hubalik bei Bürgermeister Kippes um Stroh für die 1. Kompanie vor. Bei Kloiber Karl ist Stroh zu haben, erhielt er die Weisung. Ich stellte mich dem Offizier als Unteroffizier der 1. Kompanie vor. Hierauf bot ich mich als Führer an, ihn zu Kloiber zu geleiten. Am Wege dorthin gab ich ihm zu verstehen, dass ich selbst die Besorgung des Strohmaterials übernehme und er gab mir die Weisung, nur Mannschaft von der Hauptschule zum Strohrtransport zu holen. Dortselbst nahm ich zehn Mann und ging mit ihnen zu Kloiber. Den Wagen entnahmen wir der Scheune von Hameder Leopold, Bäckermeister, Gföhl. Das Stroh überstellte die Mannschaft dem Kommando in der Hauptschule. Ich selbst eilte nach Hause um noch ein Mal die Mittagmahlzeit in Ruhe einzunehmen.

Um ½12 Uhr mittags verließ ich mein geliebtes Vaterhaus, nachdem ich von Mutti, Kinder und Großmutter wehmütig Abschied nahm. Eilenden Schrittes ging es zu den Kameraden hinaus in die Hauptschule, woselbst meine Meldung bei Herrn D. Fuchs, dem Kompaniechef, erfolgte.

Herr Oberleutnant D. Fuchs erteilte mir die Weisung, mich in der Nähe der Kanzlei aufzuhalten, um jederzeit zur Stelle zu sein, wenn man mich benötigt. Nach kaum einer halben Stunde erhielt ich den Befehl, eine genaue Liste der Mannschaft der vier Kompanien anzulegen und die Befunde der ärztlichen Untersuchung einzutragen. Beinahe 650 Mann gingen an mir vorüber, ein jeder sagte seinen Namen und Jahrgang an und so gab es den ganzen Nachmittag vollauf zu tun mit Schreiarbeit. Erst spät abends konnte ich zum Nachtmahl schreiten. Es gab Kaffee, Brot mit Käse und Butter, reichlich. Die erste Mahlzeit war gut und genügend. Wenn alle Zeit so ausgefasst wird, dann gibt es keinen Hunger. Noch ein Mal konnte ich in meinem Bette zu Hause schlafen. Die nächste Nacht wohl nicht mehr. Wo, das war die Frage. Vielleicht schon weit weg, oder gar keine Ruhe finden, das war mein Gedanke, als ich mich in mein gutes gewohntes Bettlein legte.

27. (Sonntag) Um sechs Uhr früh musste ich mich schon wieder in der Hauptschule einfinden. Die Mannschaft war bereits angetreten mit Uniform und teilweise noch in Zivil um festzustellen, wie viele Monturstücke noch fehlen. Die schriftliche Aufnahme oblag mir.

Der Stab stellte ein Lastauto zur Verfügung, das uns nach Krems in die Pionierkaserne bringen sollte, um dort die fehlenden Ausrüstungsgegenstände und Monturen für alle vier Kompanien in Empfang zu nehmen. Zur Übernahme dieser Sachen für unsere Mannschaft entsandte man mich, Unterfeldwebel Jaworski Josef und vier Mann. Als wir auf den Hauptplatz kamen, was sah man hier? Eine unübersehbare Menschenmenge in Zivil und Militär auf dem ganzen Platz. Unzählige Auto und Fuhrwerke passierten die Hauptstraße, dass ein Durchkommen kaum möglich erschien. Unser Auto ließ noch etwas auf sich warten, da selbes erst aus Krems eintreffen sollte. Inzwischen suchten wir noch die Gaststätte Edhofer auf, um unseren eingetretenen Durst zu löschen.

Vom Bataillonsstab wurde Alkoholverbot bestimmt, da sich einige Kameraden betrunken hatten und randalierten. Wir bekamen jedoch unser Bier, da sich bei Edhofer keine solchen Elemente einfanden.

Hier bei Edhofer traf ich Herrn Hauptmann Songott, der in Jaidhof bei einem Bataillon zugeteilt war. Letzterer war im Jahr 1938 beim selben Bataillon wie ich zugeteilt, als ich am 2. Oktober anlässlich der Besetzung der Sudetengebiete einbezogen wurde. Es tat mir ungemein leid, diesen Offizier nicht als meinen Kompaniechef zu besitzen. Er war uns damals ein äußerst lieber Vorgesetzter.

Um ½10 Uhr langten zwei Auto aus Krems ein die uns in Eile aufnahmen. Mit einem Schwung hinauf auf die Autos und schon setzte der Motor ein, dahin ging es im rasendem Tempo, hinunter durch das liebe Kremstal, der Kreisstadt Krems entgegen. Nach kaum halbstündiger Fahrt erreichten wir die wie ausgestorbene Stadt Krems. Niemand auf der Straße, alles so, als sei hier das Leben ausgewandert. Lag in den Bewohnern auch eine Wehmut, die sie aus ihren Heimen nicht fort ließ? Es schien so, als sei hier aus der so heiteren Stadt eine Totenstadt geworden.

In die Pionierkaserne eingefahren, auch hier alles still und einsam. Das aktive Militär lag bereits in Schlesien an der polnischen Grenze. Nur einige Bekannte aus Gföhl standen im Kasernenhof und warteten auf ihre weiteren Befehle, wohin sie kommen, wussten sie alle nicht. Eischer Alois, Tischlermeister aus Straß im Straßertal, unser ehemaliger Lehrling und Geselle, fand ich auch unter diesen einberufenen Bekannten. Nach Klosterneuburg war sein Reiseziel. Dieser musste auch immer und überall dabei sein, wenn es heißt Soldat zu spielen.

Herr Leutnant Klemm von der 4. Kompanie war uns als Offizier beigegeben. Selber in Zivil Oberlehrer in Feuersbrunn gesellte sich mit echter Kameradschafts liebe zu uns und bald fanden wir in ihm einen gutmütigen Freund und Kamerad. Im Ausrüstungslagerraum der Pioniere war auch schon Lichtmess eingetreten. Von allen Monturstücken nur mehr einzelne Stücke ganz ungleiche Maße, Schuhe nur mehr ganz kleine oder ganz große und auch schon getragen, größten teils stammte die ganze Ausrüstung vom Tschechenheer. Die Montur etwas nachgefärbt im Ton der deutschen Feldfarbe.

Der Bekleidungsunteroffizier, auch ein deutscher Unteroffizier, mit kaum verstehbarer Aussprache, wollte uns ganz barsch abfertigen mit dem Wortlaut: „Es ist nichts mehr da, ihr habt ohnehin die gesamte Ausrüstung nach Gföhl hinauf bekommen, daher kann ich nichts mehr abgeben“. Diese Äußerung ging mir auf die Nerven. Ich war nicht gewillt, mir solche Äußerung bieten zu lassen. Nach kurzer Überlegung gab ich ihm zu verstehen, dass wir nicht aus Vergnügen hierher geschickt wurden, sondern wir haben den Befehl vom Bataillonsstab, die fehlende Ausrüstung hier zu fassen. Sollte uns hier ein Widerstand entgegenkommen, so wird sofort dem ortsältesten Offizier Meldung erstattet. Wir haben keine Zeit zu vergeuden, sondern es muss uns sofort alles gegeben werden, was angefordert wird, sonst kann das Bataillon nicht zur festgesetzten Stunde zum Abmarsch bereitgestellt werden. Hierauf meinte der Unteroffizier: „Da muss ich erst selbst anfragen, ob wirklich die Ausgabe erfolgen darf!“ Hierauf hieß er uns bei einem Depot einstweilen warten, bis er Nachricht bekommt. Wir warteten schon eine volle Stunde, doch niemand kam. Mittlerweile rückten rückte wieder eine ganze Menge Einberufener in die Kaserne ein, die auch wegen Montur kamen. Mir ließ es keine Ruhe mehr. Ich musste nachsehen, wo denn der Kerl steckte. Endlich traf ich ihn in einem Magazin, wo er eben anderen Truppen die Ausrüstung ausgab. Auf uns schien er vergessen zu haben. Energisch schritt ich auf ihn zu, forderte ihn auf mir doch Aufklärung zu geben, warum wir auf die Seite gestellt und anderen, die viel später kamen, der Vorrang gegeben wurde. Wir fordern von ihm, uns sofort vorzunehmen, sonst erfolgt sofortige Beschwerde. In kaum zehn Minuten erhielten wir Blusen, Hosen und Mäntel, Wäsche, Bauchwärmer, Halsstreifen, Handschuhe und Fußlappen. Schuhe und

Gamaschen gab es in einem Lager im Dachgeschoß. Hier wieder so ein gespreitzter Gefreiter, der auch meinte, er muss uns aus seinem Sack die geflickten Schuhe geben. Auch mit diesem wurde ich bald fertig. Ich ließ ihm auch einige Worte zum Nachdenken hin, dass er ohne Widerrede uns dann die beanspruchte Zahl von Schuhen entnehmen ließ. Nach erfolgter Bestätigung über den richtigen Empfang aller Bekleidungsstücke nahm meine Mannschaft sie in Zeltbahnen und trug sie zum Auto, bei dem auch schon die anderen Kompanien teilweise verluden. Endlich, gegen Ein Uhr mittags konnte die Abfahrt zurück nach Gföhl erfolgen. Nach halbstündiger Eilfahrt erreichte unser Auto den Hauptplatz, auf dem wir schon von Leuten unserer Kompanien mit Sehnsucht erwartet wurden. In einigen Minuten entleerte man die Autos, die sofort wieder zurück nach Krems mussten, da auf sie schon weitere Fahrten warteten.

Mein hungriger Magen meldete sich bereits, sodass ich mich entschloss, heim zu meinen Lieben zu kehren, wo mich recht wohlschmeckende gebackene Wiener Schnitzel mit Kipflerkartoffelsalat erwarteten. Mein liebes Weibi wollte mir noch mit einem mir immer gut mundendem Mittagsmahl eine große Freude bereiten. Mit gutem Appetit wanderte dieses vorzügliche Mahl hinunter, seinem Bestimmungsort entgegen. Zum letzten Mal noch einige Minuten beisammen bei Tisch, dann heißt es wirklich Ernst machen mit dem Abschied. Heute noch heißt es fort aus meinem Heimatort, wohin? Ziel vorläufig der Mannschaft vorenthalten.

Am Weg hinaus in die Hauptschule suchte ich drei Schneiderinnen auf, um sie zu bitten uns die Knöpfe und Litzen der Chargenrade aufzunähen auf Blusen und Mäntel. Selbe erklärten sich sofort bereit uns diesen gewünschten Liebesdienst mit Freuden zu erweisen.

Auf unserem Ausrüstungsplatz herrschte ungemein reges Treiben. Überall, wo man hinsah, nur Militär. Auch unzählige Frauen, Mütter und Kinder der Scheidenden fanden sich hier ein, um noch die letzten schweren Stunden des nun in Bälde Fortziehenden miterleben zu können, doch noch einige Minuten beisammen zu verweilen, noch so manches liebes Wort zu tauschen vor dem so schweren Abschied. Mit so wehmütigem Blick suchte jedes Mutterl ihren Sohn, jedes Weibi ihren liebsten Mann, jedes Kind seinen geliebten Vater. Manch ein Bruder oder Schwesterlein ließ es sich auch nicht nehmen zu kommen, dem lieben Bruder ein herzliches Wort des Abschiedes, sowie einen innigen Händedruck zu geben.

Für mich galt es jetzt doch einmal für meine Ausrüstung zu sorgen, denn bis jetzt gab es für mich immer genügend zu tun. Doch was fand ich vor? Kaum die Hälfte konnte ich mehr erhalten, da ich bereits der Letzte zur Einkleidung war. Schuhe konnte ich keine mehr erhalten, da nur mehr der Ausschuss übrig blieb. Mit dem Notwendigsten doch versorgt, schritt ich hinaus in den Hof, wo bereits meine lieben Angehörigen unter den hierher geeilten Abschiednehmenden zu sehen waren. Meine Buben Hans und Erwin sah man nur immer unter den bereits ausgerüsteten Soldaten. Kaum zu finden waren sie, voll Eifer und Neugierde suchten sie zu erfahren, wozu dies alles gehört, was so ein Soldat alles aufgepackt erhielt. Mutti und Mädels verweilten immer auf dem Rasen vor dem Haupteingang, wo sie mich schon immer kommen meinten. Endlich gelang es mir zu ihnen auf einige Minuten zu eilen. Wie leuchteten die Augen aller von uns? Noch ein Mal beisammen sein können, wie schön ist es noch manch liebes Wort mitsammen plauschen. Es gab noch immer Worte, die für alle von Bedeutung waren. Mutti half so manchem Kameraden die nötigen Monturstücke in Ordnung zu bringen. Auch dem Kameraden Windischberger Karl aus Gföhl nähte sie Knöpfe und Achselstücke an, da er niemand fand, der ihm hiebei behilflich gewesen wäre.

Viele Kameraden aus Gföhl und Umgebung fand ich in meiner Kompanie vor und schlossen sogleich mit Handschlag liebe Kameradschaft für die uns bevorstehende ernste Zeit in Vaterlandsnot.

Herr Oberleutnant Hainisch kehrte von der 4. Kompanie zur 1. zurück und übernahm sofort den ersten Zug. Auf einmal trat ein anderes Leben in der Kompanie ein. Die Ausrüstung mit Gewehr, Munition, Gasmaske, Putzmittel und Verbandpäckchen folgte noch in Kürze. Ab fünf Uhr nachmittags musste das Bataillon marschbereit gestellt sein zur Abfahrt nach Krems, wo die Einwaggonierung bis ein Uhr nachts beendet sein musste. Da gab es noch allerlei zu besorgen. Die zwei Trainwägen führte bereits je ein Gespann mit Gföhler Pferden in den Hauptschulhof zur Verladung. Da ich vom Arzt mit Befund GV klassifiziert wurde erhielt ich den Befehl, diese Wägen zu packen und hernach den ganzen Train von allen vier Kompanien auf den Kremser Güterbahnhof zu leiten.

Die Verteidigung nahm Oberleutnant Hainisch in sehr ernster Haltung und Würde vor. In voller Marschadjustierung mit Gewehr, Stahlhelm, Gasmaske und voll gepacktem Rucksack nahm die erste Kompanie in Hufeisenform im Wiesengelände vor der Hauptschule Aufstellung. Die kernig treffenden Worte der Ansprache unseres ersten Zugskommandanten Oberleutnant Hainisch ergriffen uns und alle umstehenden Angehörigen der angetretenen Landesschützen sehr. Galt es doch wieder seine Pflicht als Soldat zu erfüllen, sein Bestes zu leisten vor dem Feinde im Felde und wenn es sein musste auch sein Leben zu opfern in der Not des Vaterlandes.

Das Nachtmahl, ein Stück Wurst mit Brot, verschlangen wir hernach noch in Eile, denn es galt für uns bereits die Abfahrt zum Hauptplatz, wo wir uns an die bereits gestellten Wägen der anderen Kompanien anzuschließen hatten.

Auf mein Kommando: „Train Schritt Marsch“, setzten sich beide Fuhrwerke in Bewegung zur Fahrt ins unbekannte Ziel. Mutti, Kinder, Großmutter, Ida Tante und Karl Onkel begleiteten uns bis zur Abfahrtsstelle am Platz vor der Pfarrkirche. Am Wege dorthin besorgte ich noch allerlei Behelfe für Bespannung, da vieles nur notdürftig von den Pferdebesitzern beigegeben war.

Herr Oberleutnant Teufelhart erwartete uns schon mit Ungeduld. Ihm ging alles noch viel zu langsam. Das Bataillon benötigte nur 30 Stunden, die Nachtruhe inbegriffen, zur vollständigen Marschbereitschaft, was wohl eine

außergewöhnliche Leistung war, von einer Mannschaft, die aus einem Zivilleben, von 21 Jahre währende Zeit [1918-1939], plötzlich zum Militärdienst gerufen.

Bei Einbruch der Dämmerung, als eben im Westen die letzten warmen Sonnenstrahlen am Horizont in den heimatischen Alt Gföhler - Wäldchen hinein versanken, hieß es Abschied nehmen von meinen Lieben, meiner geliebten Heimat und allen Bekannten, die alle sich im Kreise um uns gestellt.

Ein letztes Lebewohl, bleibt gesund und wohlauf, Kopf hoch, es wird alles wieder recht werden, dann ging es fort, hinaus aus meinem geliebten Heimatort, dem neuen Ziele entgegen. Als wir auf der Kremserstraße so im leichten Trab hinunter durch den schon herbstlich gestimmten Kiefern- und Buchenwald dahinfuhren, guckte eben der wie Silber strahlende Mond über die Höhe vom Dreiturnerberg zu uns herunter, als wollte er uns sagen, es geht alles zu unserem Besten.

Im Gedanken an die Zeit des großen Ringens im Weltkrieg kam mir so plötzlich die Erinnerung, wie ich einstens sooft diesen Weg zurücklegen musste, als ich damals auch mit dem Postwagen meine erste Fahrt als Einberufener nach Krems antrat. Alle damaligen Eindrücke zogen jetzt wieder vor meinen Augen vorbei, als wäre es noch gar nicht all zu lange her.

Nach 24½ Jahren also wieder diesen Weg als Soldat im zweiten Ringen um den Bestand des deutschen Vaterlandes.

Im Geplauder mit meinem Kutscher Maier Johann verging mir die Zeit wohl ganz gut. Die Pferde leisteten Großes, nach kurzer Fahrt näherten wir uns der Königsalm. Die Mannschaft der Kompanie führten eine Anzahl von Postautos. Die Radfahrertruppe holte uns knapp vor der Straßengabelung Königsalm – Meisling ein.

Auf der Abfallstraße von der Königsalm hinein durch das liebliche Kremstal rollten unsere voll beladenen Fuhrwerke dahin als wären selbe gefedert. Man verspürte kaum einen Schlag beim Sitzen auf wohl nur einfachen Sitzbrettern. Die plätschernden Wellen des sich in vielen Windungen dahinziehenden Kremsschlusses stürzten sich über Steinblöcke, die oft den Lauf des Flusses verlegten. Zur linken Seite ragten bis hoch hinauf die bekannten verwitterten Felsgruppen, das Wahrzeichen des beliebten Kremstaales. Der Mond stieg immer höher herauf, schien mit seinem Silberlicht auf das herrliche Tal hernieder. Eine wundervolle Mondnacht war heute uns beschieden. Im Anblick dieses zauberhaften Bildes der Gottes freien Natur vergaßen wir all das Geschehen der letzten Tage.

In Senftenberg beantragte ich ein wenig Halt zu machen, bei Hintenberger einige Krügerl Bier zu trinken. Bei meinem Kutscher ging ich damit wohl auf keinen Stock an. In Eile trank jeder sein Glas und schon ging es wieder weiter der Straße entlang, hinein, immer näher der Stadt Krems zu. Hier herrschte schon wieder mehr Verkehr. Gegenfuhrwerke und Autos belebten das bisher stille und einsame Straßenbild.

Nach kaum zweistündiger Fahrt passierten wir bereits die ersten Häuserreihen der Kremstalstraße. Um die Biegung bei der hohen Felswand, Fabrik Pfannl vorbei und schon grüßen uns der auf hohem Felsgestein erbaute Pulverturm, das historische Bauwerk am rechten Ufer der Krems. Bis an die Wienerbrücke vor, dem Bahnhofe entgegen, führte uns der letzte Weg unserem Ziele, dem Güterbahnhofe, zu. Hier regte sich schon alle Mannschaft, die bereits um eine Stunde früher als wir in Krems eintrafen. Der für uns bestimmte Lastzug stand schon neben der Rampe zur Einwaggonierung bereit. Die Zivilbevölkerung aus Krems und Umgebung, besonders die Angehörigen aller Kameraden, fanden sich am Platze vor dem Geleise nochmals ein, um den Scheidenden ein letztes Lebewohl zu sagen vor der nun bevorstehenden langen Transportreise ins Protektorat nach Iglau. Für Ein Uhr nachts wurde die Abfahrt vom Bahnkommando festgesetzt. Die Kompaniemannschaft verweilte noch geraume Zeit in freier Bewegung bei ihren Lieben, bis sie dann aufgerufen wurde zur Sammlung und Abmarsch in die zugewiesenen Waggonen. Wie im Weltkrieg, so auch dieses Mal wieder, waren geschlossene Viehwaggonen als Transportquartier zur Aufnahme von je 40 Mann bereitgestellt. Die Fuhrwerke und Autos verluden wir auf offene Lorys. Die Pferde kamen zu je 6 in die geschlossenen Wagen. Stroh und Futtermaterial schaffte man auch noch herbei, sodass um ½1 Uhr morgens die gesamte Verladung, ohne irgend einen Zwischenfall gehabt zu haben, dem höheren Kommando gemeldet werden konnte. Punkt Ein Uhr morgens rollte der Transportzug auf dem Schienenweg nach Osten aus dem Kreisstädtlein Krems fort, dem für unser Bataillon bestimmten Ziel Iglau zu. Ich selbst nahm auf einem meiner Trainwägen Nachtlager, in dem ich mir eine behagliche Liegestatt zurecht richtete. Sehr bald übermannte mich der Schlaf und ich schloss meine müden Augenlider, um doch ein wenig Ruhe zu finden auf die so aufregenden Ereignisse der letzten Tage.

28. Um vier Uhr früh passierte unser Zug das anmutige Provinzstädtchen Stockerau. Der heutige Tag begann schon bei Morgengrauen mit einer gewissen grauen Missstimmung. Die Witterung verschlechterte sich zu unserem Verdruss in ein trübes, nebeliges Novemberwetter. Die kühle, nasskalte Nacht weckte mich schon wieder nach kaum zweistündigem Schlaf. Besonders kalt war mir in die Füße, sodass ich gezwungen wurde, mich aus meinem notdürftig zurecht gerichtetem Lager zu erheben, hinunter zu springen auf den Waggonboden und mich durch Bewegung zu erwärmen.

Auf der Weiterfahrt nach Oberhollabrunn rieselte feiner Nebelregen auf die schon herbstlich gestimmten Felder, Wiesen und Wälder hernieder. Hie und da sah man schon Landarbeiter mit der Sense auf dem Rücken, den mit frischem Tau besprengten Wiesen zueilen, um das reichlich gewachsene Krummetfutter zu mähen. Auch am Kartoffel- und Rübenfeld stellten sich nach und nach schon arbeitsame Weiblein ein, die Ernte der Hackfrüchte zu beginnen.

Von der Anhöhe herunter tauchten eine große Anzahl fertiger und in Bau begriffene Baracken auf. Es wird wohl schon die Stadt Oberhollabrunn kommen, war all unser Meinung. Richtig, zeigten sich schon bei der nächsten Biegung des Bahngeläses die ersten einzelnen Häuser der Landsiedlung, anschließend immer mehr die übrigen Wohn- und Geschäftshäuser der Straßenzellen, dann auch die, auf dem hügeligen Gelände erbaute Stadt, umgeben von grünen Nadel- und herbstlich gefärbten Laubwäldchen. In diesem netten, sauber und reinlich gehaltenem Landstädtchen verweilte ich einstens einige fröhliche Stunden, als hier im Jahre 1935 die Landesausstellung stattfand. Heute, nach vier Jahren, komme ich wieder hierher. Wer hätte mir damals sagen können, dass ich als Soldat einmal wiederkomme in diese Gegend? Weiter geht die Fahrt gegen Norden hin in das Weingebiet von Retz, der ehemaligen Grenze gegen Tschechien zu. Vereinzelt, zerstreut, ragten die tschechischen Bunker im Reben- und Feldgelände, umgeben von bereits verrosteten Drahtverhauen, heraus. Also hier standen die Truppen Tschechiens auf der Lauer, als das Sudetenland heimkehrte ins Großdeutsche Reich. Es ist bereits sieben Uhr früh, als am Retzer Bahnhof Halt gemacht wurde. Hier erhielten wir das erste Frühstück, Kaffee mit Brot von unserer bereits errichteten provisorisch aufgestellten Küche. Auch Post von der Reise zu senden in die Heimat gelang uns hier. Im Nu umringte die ausgestiegene Mannschaft den Verkaufsstand der Bahnhofstrafik um Schreibmaterial und Rauchwaren zu erhalten. In großer Eile schrieb jeder einige Zeilen seinen Lieben nach hause, die Ersten waren es in diesem bevorstehenden Krieg. Wieviele werden folgen? Jedem von uns unbewusst. Um ¼8 geht es wieder weiter, hinein in das fruchtbare ebene Gelände Südmährens, der Kreisstadt Znaim entgegen. Nach 1½stündiger, teilweise unterbrochener Fahrt näherten wir uns dem träge dahinfließendem Thayafloss, auf dessen linkem steilen Ufergelände sich die hoch gelegene Stadt Znaim erhebt. Von Weitem schon sichtbar sind die vielen Kirchtürme und Türmchen, die großen ein- und zweistöckigen Häuser längs der Zufahrtsstraße zum Bahnhof. Ein wundervolles Stadtbild bot sich uns Ankommenden, als uns der Zug über die auf hohen Quaderpfeilern ruhende Thayabrücke dem Bahnhof zuführte. Der einstündige Aufenthalt in dieser großen Bahnstation brachte unseren hungrigen Mägen reichliche Zufuhr an Speis und Trunk. Im Bahnhofsgastraum konnten wir allerlei zum Essen kaufen, doch nicht am Billigsten. Hätten wohl gemeint, hier um unsere Währung zu tschechischen Preisen die Waren zu erhalten. Der Wirt und das Personal schienen ihrer Aussprache nach Tschechen zu sein. Daher die höheren Preise uns Deutschen angerechnet. Einige Kameraden versuchten beim Stadtausgangstor in die Stadt auf einen kurzen Abstecher zu gelangen, doch die Bahnpolizei ließ niemand hinaus. Die tschechische Zivilbevölkerung nahm von uns deutschen Soldaten beinahe gar keine Notiz, ja man konnte sogar an ihrem Benehmen erkennen, dass wir ihnen als verhasst erschienen. Jedem, der am Bahnhof in Zivilkleidung zu sehen war, kannte man schon an seinem Blick an, ob er Deutscher oder Tscheche ist. Jetzt erkannten wir das Gerede in früheren Tagen so mancher Besucher von Niederösterreichern im Südmährenggebiet als richtig, die das Selbe schon von den hiesigen Bewohnern berichteten.

10 Minuten nach zehn Uhr rollte der Transport wieder weiter hinein ins tschechische Gebiet. Diese Gegend zeigte uns durch die guten, tiefen, mit schwarzer Humuserde gesegneten Felder den Wohlstand der hiesigen Bewohnerschaft. Die Ortschaften größten teils geschlossen verbaut, die Häuser fast alle mit Ziegel oder Eternit gedeckt, die Scheunen der Landwirtschaften alle in großem Ausmaß neben den Wirtschaftsgebäuden angeschlossenen. Größere Städte und Marktstellen durchleiten wir, wie Mährisch Budwitz, Trebitsch und andere mehr. Überall nur tschechische Aufschriften und nur tschechische Sprache hörte man auf den Bahnhöfen. Sprach man Deutsch, so war nichts von ihnen zu haben, jedoch tschechisch, sofort kam der Wirt mit Bier, Wein, Wurst, Käse und Brot. Gut, dass manche von uns etwas tschechisch sprechen konnten.

Die Mittagsstunde war bereits schon lange vorüber bis endlich die ersten Hügel der Iglauer Gegend vor unseren Augen auftauchten. Hier in dieser Gegend kannte ich mich schon wieder aus. War ich doch im Weltkrieg auf dieser Strecke einige Male durchgefahren. Damals galt Iglau samt Umgebung als eine rein deutsche Sprachinsel. Heute jedoch fand man hier halb, ja sogar mehr Tschechen, die durch die Gewalt des Staates in diesen zwanzig Jahren hierher gesiedelt wurden.

Der Zeiger meiner Armbanduhr zeigte vier Uhr nachmittag, als die ersten Wahrzeichen der Stadt Iglau, die Kirchtürme und Häuserreihen der Oberstadt am nordwestlichen Horizont auftauchten. Die Maschinen pfauchten die Anhöhe hinan, bis endlich die Steigung überwunden erschien. In kaum zehn Minuten erreichten wir unser Ziel, den Hauptbahnhof Iglau. Also hier soll unser Bataillon Garnisonsdienst versehen.

Die Bahnverwaltung leitete jedoch den Transport auf den Stadtbahnhof, um uns die Auswaggonierung zu erleichtern. Nach dem Verschieben auf ein anderes Geleise setzte sich der Zug wieder langsam in Bewegung und legte die kaum drei Kilometer lange, über einen hohen Viadukt führende Strecke, in zwölf Minuten zurück. Am Fuße des ansteigenden Stadtgeländes liegt nun der Stadtbahnhof, auf dem Güterbahnhof soll das Ausladen erfolgen.

Die Offiziere und ein teil Quartiermacher eilten voraus in die Stadt hinauf, um die Kasernen aufzusuchen, in denen wir hier unseren Einzug halten werden. Die Kompaniemannschaften verließen in Eile die Waggons und nahmen mit voller Rüstung am Platz vor der Rampe Aufstellung, bis weitere Befehle eintreffen. Die Gewehre ab, in Pyramiden aufgestellt, Rucksäcke ab, hernach abgetreten. Der Train samt Küchen und Auto war auch in einer halben Stunde fahrbereit gehalten. Die 1. Kompanie galt wieder als Erste fertig.

Im Bahnhofsgasthaus ließ ich mir mit einem Kameraden ein Glas Bier gut schmecken, auch Zigaretten, die ersten hier in Tschechien, sogenannte Flasta, bekam man hier zu kaufen. Wir beide machten es uns aber nicht eilig, zum Weitertransport kommen wir noch immer zurecht.

Von Leutnant Winter erhielt ich den Befehl meine Trainwägen in die Klosterkaserne zu überstellen. Ein Offizier wird mir selbige zeigen. Leutnant Weigl vom Bataillonsstab gab man als Führer, der bereits diese Kaserne für die 1. Kompanie samt Stab zugewiesen erhielt. Schwer beladen setzte sich unser Zug in Bewegung, bis wir an unser Ziel gelangten war es bereits dunkel geworden. Im Hofe der Kaserne angelangt, schrie man mich an, wie einen weiß Gott für einen Verbrecher, Ich konnte mir dies nicht vorstellen, wozu einen solchen Lärm um nichts zu machen. Die Nervosität so mancher Vorgesetzter schien schon alles zu verderben am ersten Tag unseres Hierseins. Die Hetz fängt gut an, dachte ich mir im Stillen, doch wie mir eingeschenkt wird, so gebe ich zurück. Ich schrie halt auch in meiner Rechtfertigung, dass ich doch nicht Schuld trage an dem, was sich der erste Schreier einbildete. Nochmals hinunter zum Bahnhof um restliche Kisten, Proviant und Offiziersgepäck zu holen. Erst spät in der Nacht, um Ein Uhr, legte sich der Wirbel und trat Ruhe ein. Im Zimmer der Radfahrer erhielt ich mein Quartier. Ein Bett für mich samt Kasten beim Fenster hinunter auf die Hauptstraße nahm ich mir in Beschlag. Hier lag es sich ganz gut am Strohsack, jedoch ohne Leintuch. Die eiserne Bettstelle bot doch Reinlichkeit, sodass wir nicht am Boden liegen mussten.

29. Tagwache erfolgte heute erst um sieben Uhr früh. Die Mannschaft konnte sich ohne Beschäftigung vormittags die Stadt Iglau besichtigen. Die Geräte und Montur brachte ein Teil der Mannschaft in einem Depot unter. Die Pferde erhielten einen geräumigen gewölbten Stall. Die Kutscher richteten sich die ehemalige Futterkammer in eine gemütliche Schlafkammer ein. Als Quartiere fanden wir hier in Iglau sehr reine und saubere Stuben, in denen ein Teil des I.R. 132, dessen Mannschaft bereits an der Grenze bei Mährisch Ostrau lag, ihre Stationierung hatte. Um ½11 Uhr vormittag musste alles daheim sein, da bereits Wachdienst für unsere Kompanie vom Ortskommandanten bestimmt wurde. Fünf Wachen mit verschiedener Anzahl von Posten sollen um ½1 Uhr mittag in der Infanteriekaserne zum Wache abteilen gestellt sein. Wie ging nun diese Zusammenstellung vor sich? Ich traute meinen Augen nicht. So etwas war mir im Weltkrieg nicht unter gekommen. Volle 1½ Stunden vergingen, bis endlich halbwegs alles beisammen war. Die Nervosität des Dienstführenden führte beinahe zum Chaos. Ich sah nur immer so vom weiten zu und schüttelte immer nur den Kopf. Einige andere Unteroffiziere bemerkten mich, gingen auf mich zu und auch sie fanden diese beinahe unmögliche Zusammenstellung des Dienstes als ein Theater. Mich ließ es zum Schlusse schon kalt. Ging wieder zu meinen Pferden, bei denen gefiel es mir besser. Hier fand man alles in bester Ordnung.

Im Laufe des Nachmittages Beschäftigung mit Reinigung der Montur, Gewehrputzen und Hof in Ordnung bringen. Herr Leutnant Winter kam von unserer Kompanie als Zugskommandant weg. Es sollen für das ganze Bataillon 22 Autos beschlagnahmt werden für Transportzwecke der Kompanien. Der Lenker jedes Wagens im Zivil bei seinem Wagen, so wie er eben angezogen war. Die Autos rollten bereits gegen Abend in den Kasernenhof, auf dem sie am unteren Platz Aufstellung nahmen. Verschiedene Aufnahmen der Mannschaftsdaten brachte öfteres Antreten im Kasernenhof. Uns gefiel hier das Militärleben anfangs nicht besonders. Man musste sich erst gegenseitig kennenlernen; besonders die Eigenheiten jedes Vorgesetzten. Abends, nach dem Abendmahl, entwich die dienstfreie Mannschaft hinaus ins Freie, in die Stadt. Ich suchte mit einigen Kameraden meinen Schwager Karl Eischer, der in der Infanteriekaserne bei der 3. Kompanie zugeteilt war, auf, doch hatte er bereits Dienst als U. v. D., und konnte mit ihm nur einige Minuten plaudern über unser gegenseitiges Ergehen. Für den nächsten Abend bereiteten wir uns beide ein Stelldichein in der Klosterkaserne. Ein Rundgang auf dem großen Adolf Hitler – Platz zeigte uns, dass diese Stadt ziemlichen Wohlstand besaß. Meist Stockhäuser, ja sogar zwei- und dreistöckige sah das Auge die Umsäumung des weiten Stadtbildes. Vier Kirchen mit teilweise romanisch oder barockähnlichen Türmen erhoben sich aus den in verschiedenen Stilarten gebauten Häuserreihen. Auch einige große, mit vielen bunt gezierten Rabatten ausgeschmückte Parkanlagen durchwanderten wir auf unserem ersten Rundgang in unserer nun bezogenen Garnisonsstadt. Alles auf ein Mal konnten wir uns heute nicht ansehen, da es bereits dunkel geworden war. Gegenüber der Klosterkaserne fanden sich viele Kameraden im nahegelegenen deutschen Gasthaus ein. Hier füllte sich schon um fünf Uhr nachmittags die Gaststube bis auf das letzte Platzl.

Wir Ankommenden neuen Gäste fanden nur mehr in der Küche eine Notsitzgelegenheit. Auch unsere Kameraden trafen wir hier herinnen. Kubiska, Förster aus Droß, und Mölzer, beide vom Bataillonsstab, ließen sich eben ein frisch gebackenes Wiener Schnitzerl mit Kartoffelsalat und Essiggurkerl gut munden. Die Wirtin kam gar nicht zu tun mit all den vielen Wünschen der neu angekommenen Landschützen. Man musste eine volle halbe Stunde warten, bis man das bestellte Nachtmahl erhielt. Getränk gab es hier größten teils Bier, Wein nur wenig, aber gut. Selbstbedienung, dann konnte man etwas bekommen.

Die Stimmung hob sich bald mit Gesang, listigen komischen Militäranekdoten aus längst vergangener Zeit, meistens aus dem Weltkrieg her. Das rechte Soldatenleben, wie einstens in der Weltkriegszeit, kam am heutigen Tag wieder so ganz zum Ausdruck. Die Gedanken an die Heimat entschwanden auf einige Stunden, sodass man kaum merkte, es seien hier erst vor drei Tagen Eingerückte anwesend. Bis um zehn Uhr verweilte alles Anwesende im Gastlokale bei heiterer Laune und ging hernach in ihre Stuben, wo in mancher dann noch Fortsetzung erfolgte. Bier und Wein holte so mancher Kamerad nochmals vom Wirt herüber, die Flaschen leerten sich bald wieder in der Runde und mussten noch einige Male gefüllt werden. Bis in die ersten Morgenstunden hinein währte heute unsere Unterhaltung. Besonders die Kameraden aus der Weingegend sprachen dem edlen Rebensaft aus voller Lust zu. Mir selbst blieb auch nichts anderes übrig, als mitzutun, um nicht im Kameradenkreis meiner Stube als Feigling oder fader Kerl zu gelten. Mit schwerer Ladung im Kopfe ging nun alles ins Bett, doch

auch hier wurde es noch nicht still. So mancher Sänger holte aus der ganz hinteren Lade die letzten Vierzeiler hervor, die ich noch nie gehört hatte. Manche von ihnen derart gediegen, dass man sie in jeder Gesellschaft geben kann. Endlich, gegen zwei Uhr früh, legte sich der Wind, es fiel jeder in tiefen Schlaf.

30. Schon um sechs Uhr Tagwache durch U.v.D. „Was ist denn los?“, frug jeder. Für heute galt es allerlei neue Beschäftigung und die noch dienstfreie Mannschaft erhielt Wachdienst am Hauptpostamt, Brücken- und Straßensicherung auf einem in vier Kilometer von Iglau entfernten Brückenkopf mit mehrfacher Hauptstraßenkreuzung und Bahnstrecke nach Brünn.

Mich rief man in die Schreibstube der Kompanie zu Herrn Kompanieführer und man teilte mir mit, ich sei zum Verpflegsunteroffizier der 13. Kompanie berufen und habe mich mit der Aufgabe dieser wichtigen Bestellung vertraut zu machen. In dieser Stellung arbeitete ich auch im Weltkrieg von September 1917 bis Ende des Krieges und erschien mir diese Zuteilung wie gewünscht. Auf einem ausgefüllten vorgedruckten Formular meine Unterschrift gesetzt, zur Bekräftigung meines geleisteten Eides zur Erfüllung aller mir aufgelegten Pflichten in dieser Dienstbestimmung.

In der Küche gab es hier in Iglau gar vieles zu ordnen. Man sah so manches, das geändert werden musste, während meiner Tätigkeit als Verpflegsunteroffizier. Ordnung und Reinlichkeit ist Grundbedingung die sofort einkehren muss in mein Arbeitsfeld.

Gefreiter Aigner Josef führte bis jetzt provisorisch den nun mir aufgetragenen Dienst und verblieb weiter bei mir zugeteilt. Zu zweit wird unser Dienst nicht all zu schwer werden, war unsere Meinung. Doch wir sollten uns getäuscht haben für die uns bevorstehenden Tage in weiter Ferne von hier.

Die Fassung für Küche und Mannschaft erhielt die Kompanie vom Bataillonsstab. Zahlmeister v. Brugger führte die Verpflegung und Geldgebarung des ganzen Bataillons. Die Ausgabe der Lebensmittel und Fassung aller Beigaben oblag dem Obergefreiten Gutkas Franz, dem der Schütze Heinisch aus Stein beigegeben wurde. Die Lagerung dieser Proviantgüter erfolgte im ersten, zu ebener Erde gelegenen Raum, zur rechten Seite des Haupttores. Täglich zwei Mal erhielten hier die Küchen der vier Kompanien ihre Waren. Brot konnte jeder Mann haben, soviel er wollte. Auch die Güte desselben entsprach allen Erwartungen. Die Verpflegung überhaupt in jeder Beziehung reichlich und gut. Abendmahl bestand immer aus Kaffee mit allerlei Zutaten und sechs Stück Zigaretten täglich. Wenn es so bleibt, solange wir Militärdienst versehen müssen, dann leidet niemand Not.

Gleich bei Ankunft hier in Iglau gab man uns die strenge Weisung: Post darf keine geschrieben werden, da jeder Abtransport selbiger auf zehn Tage eingestellt sei. Ganz entrüstet über diese Drosselung ließen sich doch einige Kameraden nicht beirren und sandten Nachricht den Lieben daheim, sogar genaue Anschrift und wie die einlangende Post der Heimat besagte, erhielten alle das gesandte Schreiben. Auch ich schrieb am dritten Tag nach Hause und kümmerte mich auch nicht mehr um das Verbot. Leider sollte ich hierher keine Nachricht mehr erhalten von daheim, nach der ich mich doch so sehnte.

Mittags um ½1 Uhr führten zwei Lastwägen die Wachmannschaft hinaus zum Brückenkopf, mit denen auch ich mitfahren musste, da ich das Nachtmahl für sie überbringen sollte, musste ich auch den Weg dorthin wissen, da niemand von uns Unteroffizieren eine Karte zur Orientierung erhielt. Herr Oberleutnant Hainisch fuhr auch als diensthabender Offizier mit hinaus.

Bei Dienstübernahme gab er jedem einzelnen Mann die genauen Vorschriften und Aufgaben als Posten auf der Brücke, dem Bahngeleise oder Straßenkreuzung bekannt. Niemand durfte sich hier aufhalten, noch stehen bleiben, noch etwas fotografieren. Die tschechische Bevölkerung fand man hier in der ganzen Umgebung sehr unfreundlich; trug einen trotzigen Gesichtsausdruck zur Schau. Man kannte jedem an, wie er uns Deutschen gesinnt ist. Gefahr bestand hier genug, vielleicht Sabotageakte erleben zu müssen, daher der Dienst besonders achtsam und streng befohlen.

Beim Zurückfahren erlitt unser Auto eine Panne, der Motor wollte nicht mehr anspringen. Dem Lenker wollte die Inbetriebsetzung lange nicht gelingen. Erst nach einer ¾ Stunde mühevollen und geduldigem Probieren gefiel es dem stutzenden Motor doch wieder zu laufen. Im Tempo ging es dann heimwärts, zurück in die Kaserne, wo wir schon lange erwartet wurden.

Die Wachmannschaft des nun beendeten Dienstes war bereits zurückgekehrt und erzählte auch einige interessante Begebenheiten, wie die Tschechen dem deutschen Volke gegenüberstehen. Unter anderem erfuhr man von einem Bahnvorstand tschechischer Nationalität, der vom deutschen Militär sofort aus dem Dienst genommen wurde, weil er sich weigerte unsere Wachmannschaft von seinem Dienstorte nach Iglau im Zuge herein mitfahren zu lassen. Ein Unteroffizier von unserer Kompanie, der dort draußen in zwanzig Kilometer Entfernung auf der Bahnstrecke mit seinen Leuten Dienst versah, verstand die tschechische Redensart dieses Vorstandes und forderte ihn auf, sofort seinem ihm gegebenen Befehl zur Durchführung zu bringen. Trotzdem wollte dieser dem Befehl nicht Folge leisten. Oberleutnant Hubalik verhaftete ihn und überstellte den Übeltäter dem hiesigen Ortskommando und brachte seine Sabotagehaltung dem deutschen Militär gegenüber zur Anzeige. Nach der Nachtmahlausgabe konnte ich erst hinaus zur Brückenwache mit dem Kaffee, Brot und Wurst. Wollte gerne etwas Getränk der Dienstmannschaft mitbringen, doch leider erhielt niemand Bewilligung hierzu. Um ½8 Uhr abends trafen wir in unserer Kaserne ein. Alles leer, niemand zu Hause, alles fort in der Stadt, oder wieder in den Gasthäusern beim billigen Bier und Leckerbissen. Kostete doch ein Wiener Schnitzerl mit Beilage nur 60 Pfennig, Krügerl 16, Seidel 13 Pfennig. Zum Essen und Trinken gab es überall genug. Um 1 RM ein tadelloses Nachtmahl nebst guter Unterhaltung. Wenn unser Hierbleiben für länger gelten sollte, dann werden wir es uns

auch nicht schlecht ergehen lassen brauchen. 1 RM [Reichsmark] galten 10 tschechische Kronen. Die billigen Preise wirken sich auf die Mark – Währung besonders gut aus.

Mit einigen Kameraden suchte ich auch noch ein besseres Lokal am Hauptplatz auf, in dem es natürlich nur so von Landschützen wimmelte. Hier folgte Fortsetzung von gestern, wieder bis zehn Uhr. Wie gewöhnlich ließen sich alle die Speisen und Getränke bei gesegnetem Appetit gut schmecken, wie es eben beim Soldaten immer schon Brauch ist. Die Gelegenheit, und auch freie Zeit zur Verfügung sich in die Gaststätten zu begeben, ließ so manche Gedanken an daheim verscheuchen. Es kostet ja doch ein Geld, ob man in guter Laune ist, oder Trübsal bläst. Es ist erstes doch vernünftiger. Heute fand man doch beim Nachhausegehen alle Mann in halbwegs nüchternem Geiste, kann jeder in gerader Haltung in seine Stube treten und seine müden Glieder zur Ruhe legen.

31. Für heute mittags Ein Uhr gab es allgemeines Laden der Kompanie. In der Kaserne am unteren Hof befand sich neben der Küche ein Brausebad, das für uns Soldaten bestimmt wurde. Kamerad Aigner und ich wanderten bereits um halb elf Uhr vormittags zum Bademeister, der uns die Erlaubnis erteilte schon früher eine erfrischende Dusche bei der warmen Brause zu nehmen. Nach gründlicher Reinigung rieselten noch immer kälter werdende Wassertropfen auf unsere Rücken hernieder, so kalt wurden sie, dass wir beide uns durch einen Seitensprung aus dieser eiskalten Dusche befreien mussten. Am ganzen Körper verspürten wir die rasch eingetretene Reaktion von warm auf kalt. Wie neu geboren fühlte sich jeder von uns beiden, so frisch und munter traten wir ins Freie des Kasernenhofes heraus, wo sich die sengenden Sonnenstrahlen in Gluthitze hineinlegten. Für jeden Tag werden wir uns ein solch erfrischendes Bad bereitstellen lassen. Der viele Schmutz und Staub von unserem so weiten Bahntransport konnte nur in dieser eben genossenen Generalreinigung vom Leibe entfernt werden. Die Mannschaft der 1. Kompanie ging als erste nach der Mittagsmahlzeit ins Bad. Die anderen Kompanien kamen im Laufe des Nachmittags an die Reihe, sodass bereits um ½6 Uhr abends das ganze Bataillon mit dem Baden fertig wurde.

Für die Küche besorgte ich nachmittags diverse Einkäufe an den nötigen Geräten, die ich in den mit unzähligen Waren gefüllten Geschäftsläden bald erhielt. Auch einen deutschen Friseur suchte ich auf. Ein außergewöhnlich nettes geräumiges Lokal in dem acht Angestellte Beschäftigung fanden. Die Frau dieses deutschen Geschäftsmannes, eine Oberhollabrunnerin, erzählte mir allerlei aus der Zeit des tschechischen Regierens. Nach der Eingliederung des Protektorates ließ momentan das Geschäft sehr nach. Die Juden und Tschechen mieden von diesem Tage an ihren Friseurladen und gingen nur mehr in tschechische Geschäfte. Die Deutschen konnten jedoch diesen Ausfall nicht wettmachen, daher waren sie gezwungen ihr Personal zu verringern. Nach Eintreffen des deutschen Militärs ging es wieder besser. Das tschechische Volk ließ nur ihre Leute leben. Für einen Deutschen hatten sie von nun an nichts mehr übrig.

Die Verdunkelungsvorschriften kamen gegen sechs Uhr abends zu unserem Bataillon. Sogleich erging an die Kompanien der Befehl alle Fenster müssen heute noch mit dem Verdunkelungspapier versehen werden, alle Lampen auf den Gängen mit blauen Papier umhüllt sein. Da gab es für alle noch anwesenden Kameraden genug Beschäftigung anstatt Ausgang. Ich selbst verließ mit Aigner und einigen anderen Freunden schon einige Minuten früher das Kasernentor, daher wichen wir dieser Arbeit aus.

In der Stadt herrschte um sieben Uhr abends vollkommene Dunkelheit. Der Verkehr verebbte auch, sodass man bald niemand mehr auf den Straßen erblicken konnte. Die Geschäfte und Kaffeehäuser füllten sich im Nu mit Zivil und Militär. Wir begaben uns ins Kaffee, in dem eben Nachrichten im Radio zu hören waren vom bevorstehenden Einschreiten der Deutschen Wehrmacht im polnischen Grenzgebiet. Auf den Ernst der Lage war alles schon gefasst. Ohne Waffengang scheint es in Polen nicht mehr zu gehen. In diesem Lokal fand sich kein einziger Tscheche ein, nur deutsche Zivilpersonen und Militär. SA, SS und Gendarmerie besorgten den Straßendienst im ganzen Stadtgebiet, suchten alle Gaststätten auf um die Ordnung unter der Bevölkerung aufrecht erhalten zu können. Man hörte an diesem Abend von keinen Zwischenfällen. In den tschechischen Vierteln schlichen die Leute von einem Haus ins andere und ließ sich niemand auf der Straße mehr blicken. Um acht Uhr schien die ganze Stadt wie ausgestorben.

1. September 1939, Freitag

Schon um sieben Uhr eilte alles ins Nachbargasthaus zum Frühbericht im Radio. Schon in der Nacht erfuhr man vom bevorstehenden Einmarsch der Truppen in Danzig. Im Morgenbericht sickerte die Nachricht durch: Im Laufe des Vormittags wird unser Führer an das ganze Deutsche Volk und alle übrige Welt ernste und entscheidende Worte richten, in denen er zu verstehen geben wird, die deutschen Truppen sind bereits am Marsch über die Grenze. Um nicht unnötig warten zu müssen verblieben immer einige Kameraden dort, die sofort ins Wachzimmer kommen mussten um von den neuen Sondermeldungen Bericht zu erstatten. In Spannung erwartete jeder Deutsche diese so ernste entscheidende Stunde, in der unser Führer seine eindrucksvolle Stimme durch die Ätherwellen in alle Welt hinaus, zum deutschen Volk, zur ganzen Menschheit schicken wird. Um zehn Uhr erreichte uns bereits die Nachricht, sofort zum Radio zu kommen, der Führer wird in Kürze sprechen. Im Nu füllte sich das Gastlokal, nur Militär fand sich ein. Nur einige Minuten und schon meldete sich der Sprecher vom Deutschlandsender, die Rede unseres Führers wird auf allen Deutschen- und vielen Auslandssendern übertragen. Feldmarschall Göring eröffnete den Deutschen Reichstag und meldete dem Führer, dass trotz der so kurz bemessenen Zeit zur Einberufung des Deutschen Reichstages der Großteil der Abgeordneten dem Ruf des Führers gefolgt ist.

Unser Führer ergriff das Wort, hielt eine zwei Stunden währende Rede, in der er dem Volk berichtete, dass heute in ernster historischer Stunde, sechs Uhr früh, deutsche Truppen bereits die Grenze überschritten, sich auf dem Marsche in das von den Polen geraubte Reichsgebiet befinden. Polen hat keine Antwort auf das letzte an sie gerichtete Wort gegeben. Jetzt hat die Stunde der Befreiung unserer bedrohten Brüder und Schwestern jenseits der Grenzen geschlagen. Die Schranken sind bereits gefallen. Die Deutsche Wehrmacht marschiert gegen Osten und bringt die verlorenen Gebiete heim ins Reich. Die deutschen Kanonen, Panzerwägen und Flugzeuge setzten zum Befreiungskampf ein. Hinter ihnen folgte die brave Infanterie und nimmt einen Ort um den anderen in deutschen Besitz. Das Hakenkreuz weht bereits in vielen befreiten Städten, als erstes in der Stadt Danzig.

Tief ergriffen von den energischen Worten unseres obersten Befehlshabers der Wehrmacht und Führer des deutschen Volkes, eilte alles in die Kaserne, in der es schon bekannt war, dass abends das ganze Militär am Adolf Hitler – Platz gestellt zu sein hat, um die Führerrede gemeinsam zu hören.

Die Mannschaft beschäftigte sich den ganzen Nachmittag hindurch mit dem reinigen der Montur und Instandhaltung der Geräte für die abends stattfindende Militäraufstellung am Hauptplatz. Ausgang gab es heute keinen mehr. Jeder putzte, als wäre eine Kaiserparade.

Der Ernst der Zeit ließ es für wichtig erscheinen, sich auf alles gefasst zu machen. Es kann für unser Bataillon vielleicht ein Marschbefehl zu gewärtigen sein. Es heißt zwar, wir bleiben hier als Garnisonswachtruppe, doch es kann auch anders kommen, bei Militär ist alles möglich und sollten auch die richtige Meinung behalten haben. Punkt acht Uhr abends rückten alle Truppen mit Stahlhelm und Gewehr aus und nahmen gegenüber dem Rathaus Aufstellung. Der Lautsprecher stand am Balkonfenster. Die Stadt in voller Dunkelheit, so erwarteten Militär und Zivil den Augenblick wo der Führer an die Truppe und an das Volk die ernstesten Worte richtet in Vaterlandsnot. Volle zwei Stunden harrte Truppe und Volk am Hauptplatz aus. Erst nach ½11 Uhr abends kehrte alles heim. Jeder war ergriffen von den eindrucksvollen Worten unseres geliebten Führers.

3. September 1939, Sonntag

Für heute vormittag keine Beschäftigung vorgesehen. Die Küche erhielt für das Mittagmahl Schnitzfleisch, das in Wiener Panier gebacken, mit Kartoffelsalat, ein hochfeines Mittagmahl gab. Nachtmahlausgabe mit Zigarettfassung erfolgte heute Sonntag ausnahmsweise gleichzeitig bei der Menageverteilung, sodass heute, um Ein Uhr mittags, für das Küchenpersonal schon Ruhe eintrat, was uns sehr willkommen erschien. Wollten wir doch auch ein Mal die Umgebung von Iglau mit Bedacht und Interesse kennenlernen. Kamerad Aigner und ich wanderten vorerst das süd- und östliche Stadtgebiet ab, wo wir auch einige Kirchen besuchten. Selbe stammen aus dem frühen Mittelalter, sind innen wunderbar mit wertvollen Gemälden und kunstvoll geschnitzten Chorgestühlen ausgestattet. Auch der Besuch des Nachmittagsgottesdienstes erschien uns als sehr gut.

Auf der Brünnerstraße linker Hand stand ein großes dreistöckiges Schulgebäude aus dessen Fenster uns beiden Wanderern Soldatengesichter entgegenblickten. Von wo seid ihr, wie lange seid ihr schon hier Kameraden?, kamen diese Worte von ihnen zu uns herüber. Im Gespräch erfuhren wir, sie seien auch von Niederdonau als Wachmannschaft hierher gesandt worden.

Wieder weiter führte uns der Wanderweg über eine Betonbrücke, unter der die schmutzige Iglau, eben aus einer Lederfabrik herauskommend, ihren weiteren Lauf durch waldumsäumte Wiesen hinunter gegen Südosten nahm. Das städtische Krankenhaus, auf einem schon herbstlich gestimmten Waldanhang, kam uns zu Gesichte, zu dieser Gebäudeanlage lenkten wir nun unsere Schritte hinan, auf schmalen Gehsteigen gelangten wir zwei vorerst in eine Villenstraßenzeile, dann zum eigentlichen Gebäudekomplex der jetzt auf ein Reservelazarett umgestellt werden wird, wie hier von den Bewohnern der hiesigen Siedlung uns mitgeteilt wurde. Aus den teilweise geöffneten Fenstern blickten Kranke auf uns Wanderer hernieder, es schienen Tschechen zu sein, denn ihr Blick verriet uns schon, wer sie sind. In der kurzen Zeit unseres Hierseins lernten wir sehr gut die hiesige Bevölkerung kennen.

Eine kleine Rast vergönnten wir uns auf einem kleinen Holzbankerl, das eine günstige Aufstellung in einem stillen Plätzchen verborgen, von allem weltlichen Getriebe gemieden, so manchen Ruhesuchenden die ersehnte Erholung finden ließ.

Auch uns tat es wohl wieder ein Mal so ganz allein sein zu können, uns die so schönen Stunden von daheim im Geiste vor unseren Augen vorüberziehen zu lassen. So mancher Gedankenaustausch zeigten uns beiden, dass wir gleiche Ideen, so auch gleiche Ansichten aus dem Leben führten. Wir lernten uns heute so recht als gute Kameraden kennen und versprachen uns gegenseitig auch in Zukunft selbe zu bleiben. Zwei ehemalige Frontsoldaten fanden sich, die einstens als Jünglinge im großen Ringen des Weltkrieges im gleichen Waffenteil, der Artillerie, dienten. Daher begreiflich, dass unsere gleichen Dienste im Feldheer der Jahre 1915 – 1918, uns bei dieser Dienstleistung, also nach 21 Jahren wieder, uns noch näher aneinanderschmieden wird.

Nach einstündiger Plauderei erhoben wir uns, setzten unser Wandern in gemütlichen Schritten auf der ansteigenden, gut erhaltenen Straße weiter. Auf der höchsten Erhebung des Straßengeländes bot sich uns ein herrlicher Anblick auf die gegen Westen liegende biedere Stadt Iglau. Die Sonne neigte sich bereits gegen Westen. Die Wolkenstimmung wäre heute besonders günstig für Fotoaufnahmen. Leider hatten wir keinen Apparat zur Verfügung, sonst hätte das gewonnene Bild unbedingt festgehalten werden müssen.

Die letzten Häuschen die noch zum Stadtgebiet gehörten verschwanden hinter uns, nur hie und da sah man noch einzelne Gehöfte im nun vor uns liegenden Flur- und Feldgelände. Die nächste Ortschaft lag etwas tiefer mitten in einer Talmulde. Links und rechts der durchziehenden Landstraße reihten sich die Bauernhöfe, alle mit den

Wohngebäuden zur Straßenseite, die Wirtschaftsräume nach rückwärts hinaus angeschlossen. Die mit blühenden Herbstblumen verzierten Obst- und Gemüsegärten versprachen eine reichliche Ernte.

Hier suchten die Ausflügler einen sauber gehaltenen Bauerngasthof auf um einen kräftigen Trunk und Jausenimbiss einzunehmen. Ihnen folgten auch wir, da sich bereits Hunger und Durst bei uns einstellten.

In einer trauten Ecke nahmen wir Platz. Längs der Tischtafel an der Mauerbank hatten bereits zwei Iglauer Arbeiterfamilien mit ihren beiden Kindern es sich gemütlich gemacht. Die Geselligkeit fand sich bald ein. Die Kinder schienen anfangs etwas scheu, doch unsere ihnen geschenkte Schokolade und Zuckerln machte sie bald zutraulich. Die Eltern von ihnen sahen sogleich mit wem sie beisammensitzen. Ein Wort gab das andere, im Nu schlossen wir gut Freundschaft. Wie gerne wären wir auch in Zivil gewesen. Der Gastwirt, ein echter deutscher Mann, erzählte uns von den zwanzigjährigen Drangsalierungen der Deutschen von den hochmütigen Tschechen, besonders der tschechischen Chauvinisten. Was deutsche Worte gebrauchte galt nur als Verräter und ein ungewollter Staatsangehöriger. Wie groß die Freude bei allen Volksdeutschen, als endlich die so ersehnte Stunde der Befreiung schlug für so viele von den Tschechen Verfolgten. Jetzt kann man sich als freier Mensch fühlen, vereint mit dem großen Deutschen Volk im gemeinsamen Vaterland unter dem sicheren Schutz der Deutschen Wehrmacht. Überglücklich fühlte sich Groß und Klein wieder deutsche Worte ohne Furcht und Angst sprechen zu dürfen.

Aus seinen Ausführungen entnahmen alle Anwesenden und Soldaten, wie schwer sie unter dem Joche des tschechischen Regimes zu leiden hatten. Man sah es ihm an, wie auch sein Körper daran litt. Innerer Kummer und Sorge quälte seine Familie sehr, immer verfolgt zu sein. Nicht einmal sicher waren sie oft im Schlaf. So manches Mal holte man den Hausvater und zerrte ihn zur Behörde oder Polizei, Gendarmerie, ohne sich nur im Geringsten etwas zu Schulden kommen lassen zu haben. Mit Verständnis hörte Jedermann der Schilderung dieser ernsten tragischen Erlebnisse zu und fühlte mit.

Unsere Jause bestand aus einem Stück Wurst und Käse mit Brot. Ein Glas Bier mundete uns vorzüglich. Frau Novak wartete uns beiden mit einigen Stück Apfelstrudel auf, doch Aigner lehnte ab, da er kein Mehlspeisefreund sei. Die beiden Kinder spielten sich vor dem Gasthause im grünen Rasen und wir Alten erzählten von unseren Lieben daheim und dem Leben in unserer Ostmark. Im eifrigen Wechselgespräch verstrich die Zeit im Nu und es nahte schon die fünfte Nachmittagsstunde.

Der Heimweg in anderer Richtung führte uns durch das romantische, gern besuchte Helenental zurück auf den Stadtbahnhof. Es dämmerte bereits. Die beiden Familien führten uns durch noch unbekannte Stadtgebiete, so zur großen Tabakfabrik, eines ganz modernen mit farbigem Edelputz versehenen Fabriksbauwerkes. Die großen, jetzt teilweise stillgelegten Tuchfabriken, im Tal am Flussbett gelegen, zeigten, dass Iglau auch sehr gut mit Industrie versorgt war. In der Tschechenregierungszeit herrschte hier reges Leben und auch Wohlstand im Tschechenvolk. Deutsche Arbeiter mussten von hier teilweise auswandern, da nur Tschechen genügend Arbeitsplätze fanden.

In der Wohnung der beiden Familien in der Frauengasse auf No. 19 verhielten wir uns nicht lange, sondern suchten ein Gasthaus auf, um Nachtmahl einzunehmen. Ein vereinbartes Stelldichein in diesem Lokal bereiteten der ganzen Gesellschaft noch einige fröhliche Stunden im trauten Beisammensein bei Bier und Wein.

Für nächsten Sonntag galt es einen Ausflug nach Böhmen zu machen. Doch zu diesem sollte es nicht mehr kommen.

Um die elfte Stunde wanderten nun wir beide heim in unsere Kaserne, wo am Gang noch einige gut gelaunte Brüder sich es bei Bier wohlergehen ließen. Jeder wollte uns sein Glas reichen zum Trunk. Einige Schluck von jedem, dass keine Beleidigung erfolgt, dann ins Bett. Es stellte sich bereits der Sandmann bei uns ein. In der Stube herrschte schon volle Ruhe. Niemand rührte sich mehr. Wie ich aber Licht machte, was sah ich? Die Hälfte meiner Stubenkameraden waren noch ausgeflogen. Also bin ich doch nicht der Letzte heute. Die viele Bewegung auf unserer heutigen Wanderung ermüdete uns doch ein wenig und kaum die Füße im Bett und schon eingeschlafen.

4. September, Montag

Neun Uhr vormittag Marschbefehl zur Einwaggonierung am Hauptbahnhof. Die Feldküche setzten die Köche sofort in Stand. Das Mittagmahl bereiteten sie gleich in den Kesseln, denn es hieß Nachmittag schon abfahrtsbereit. Prima Selchfleisch mit Erbsengemüse gab es heute zum Abschiedessen. Trotz des guten Geschmacks wollte es heute nicht recht schmecken. Auf marschbereit dachte wohl gestern niemand von uns. Wohin?, hieß es überall. Warum soll gerade unser Bataillon fort von der kaum bezogenen Garnison. Die Mannschaft war bald mit dem Packen fertig, aber all die Geräte, Montur, Futter für Pferde und Traingepäck beanspruchte viel Zeit. Hafer, Heu und Stroh überließ uns ein Gefreiter vom I.R. 132, sodass wir doch für die Reise bestens versorgt waren. Für unsere Pferde musste immer gesorgt werden, damit sie im Bedarfsfalle auch die Leistung geben können. Ich selbst war stets für meine zugewiesenen sieben Pferde eingenommen, da ich doch von der Feldartillerie es gewohnt war, bei Pferden zu sein. Für die Feldküche rückten zwei schwere Fuchsen von einem Iglauer Fuhrwerksbesitzer ein. Das Reitpferd für Oberleutnant Hainisch, eine gutmütige Stute, gefiel mir besonders. Gerne hätte ich sie ein Mal geritten, doch für dies blieb mir keine Zeit des Tages übrig. Im Laufe des Nachmittags herrschte reges Treiben im Kasernenhof. Die anderen drei Kompanien forderten ihre zugewiesenen Autos an, sodass unsere Kompanie vier Wagen vom Bataillonsstab II. erhielt. Um fünf Uhr gab es Nachtmahl und hernach bis neun Uhr Ausgang, um noch die notwendigen Einkäufe für die bevorstehende Reise besorgen zu können.

Um ein Uhr früh soll Abfahrt vom Kasernenhof sein, berichtete Oberleutnant Fuchs bei Befehlsausgabe. Alles muss um neun Uhr zu Hause sein. Jeder Zugsführer ist für seine Leute verantwortlich. Dass alles um die bestimmte Stunde sich einfand, war Pflicht zu seinen Kameraden. Es fehlte auch keiner, alles erschien pünktlich. Aigner und ich verabschiedeten uns noch bei den beiden gestern gefundenen Familien, welche sehr enttäuscht waren von unserem so unverhofft gekommenen Abreisen. Wie gerne wollten wir noch bleiben im schmucken Städtchen der deutschen Sprachinsel Iglau. Hatten sich doch schon alle Kameraden so rasch eingewöhnt und Anschluss bei deutschen Familien gefunden.

5. September

Noch einige Stunden Ruhe am Strohsack bis uns die diensthabenden U. v. D. und G. v. D. riefen: „Alles auf, in einer Viertelstunde muss alles in voller Marschaurüstung am Hof zum Abmarsch bereit gestellt sein“. Jeder raffte in einigen Minuten seine ganzen Habseligkeiten zusammen, hängte um und eilte im Laufschrift die Stiege hinunter zum Aufstellungsort im Hofe. Die Pferdebespannung eilte bereits zu Küche und Train, als ich bei dem mir zugewiesenen Transporttrupp einlangte. Noch alles durchgesehen, ob alles zur Abfahrt fertig gemacht, dann begab ich mich zum Kompanieführer, erstattete ihm die Meldung: „Train und Küche zur Abfahrt bereit“.

Die Autos und Mannschaft der Züge gingen als Erste durch das Tor, hinunter zum Bahnhof. Unser Train schloss sich der Kolonne an. Über die holprigen Steinpflasterstraßen rollten unsere Fuhrwerke bei etwas Mondlicht zum Stadtbahnhof. Still und einsam lagen Stadt und Bewohner im tiefen Schlaf. Niemand zeigte sich auf den passierten Straßen und Plätzen. Aigner Pepi und ich schritten unserer Trainkolonne als Führer voran. Schon eine ganze Stunde dauerte die Fahrt und noch immer nicht ans Ziel gekommen. Die Umgebung wurde immer mehr unbekannt und bald verschwanden die letzten Häuser längs der den Berg hinanführenden Straße. Trotz des Mondlichtes verloren wir die Orientierung und mussten Halt machen. So weit wir Ausschau hielten, nichts zu sehen von einem Bahnhof. So suchte jeder von uns nach anderer Richtung nach unserem bekannten Ziel „Güterbahnhof Iglau“. Ich schritt auf der linken Straße entlang, Aigner auf der gerade weitergehenden Straße; mir gelang es bald den richtigen Weg zu finden, denn ich hörte in der Nähe schon Pferdegetrappel und auch Stimmen vernahm ich. Noch einige Minuten des Weges und der Bahnhof zeigte sich meinem Auge. Also doch gefunden zum Ziel. Eilte sofort zu meiner Kolonne um sie auf den richtigen Weg zu bringen. Aigner fand ich bei den Fuhrwerken und in gemütlichem Schritt ging es nun der Bahnstation entgegen. ½3 Uhr früh erreichten wir die Verloaderampe, wo sich bereits die Autos und die Mannschaft des ganzen Bataillons zum Verladen bereithielten. Einige Fuhrwerke der anderen Kompanien verirrten sich ebenfalls und kamen erst um eine halbe Stunde später an. Die einzelnen Kompaniemansschaften hielten in getrennter Aufstellung Rast. Der für uns bestimmte Lastzug rollte gegen ½4 Uhr früh zur Verloaderampe heran. Nun hieß es fest zugreifen, damit alle Waggons ehestens mit den vielen Autos, Fuhrwerken, Futtermittel, Proviant, diversen Geräten und Material beladen wurden. Die Mannschaft bestieg zum Schluss ihre Transportwaggons, 35 Mann in einem Wagen. Offiziere erhielten einige Personenwaggons.

Unsere Feldküche und Trainwägen verluden wir uns selbst. Auf eine Reise von zwei Tagen und eine Nacht musste man es sich schon ein wenig kommod einrichten, damit man es auf der langen Fahrt auch aushalten konnte. In diesem Fach kannte sich jeder ehemalige Frontsoldat gut aus. Es schien uns, dass wir durchhalten können bis zum neuen Endziel. Wohin wird es gehen? Immer unbestimmtes Reiseziel. Bei Militär war es bereits immer so gewesen. Im Weltkrieg und heute wieder so. Gegen Osten stand wohl unsere Zugsgarnitur, konnte aber während der Fahrt noch seine Fahrtrichtung irgendwohin nehmen. Wir hörten zwar aus verschiedenen Reden der Offiziere, dass Troppau – oder Ostslowakei für uns in Frage kommt. Jedenfalls kommen wir in die Nähe der polnischen Grenzgebiete. Zum guten Ende führt uns das Schicksal nach Galizien, das uns alten Krieger vom Weltkrieg noch gut in Erinnerung blieb. Man kann nicht wissen, was uns bevorsteht, hörte man immer unter unserer Kameradschaft. Den Morgenkaffee kochten wir schon am Waggon und um sechs Uhr erfolgte die Ausgabe. Für die Reise erhielten wir schon die meisten Lebensmittel, sodass uns doch etwas Ruhe auf der Fahrt gegönnt sein wird.

Punkt acht Uhr früh ertönte das Abfahrtszeichen und schon verspürten wir einen heftigen Ruck, der Zug setzte sich in Richtung gegen Südosten in Bewegung. Über Trebitsch, Mährisch Budwitz, führte uns der Zug nach Brünn, woselbst längerer Aufenthalt erfolgte. In die Hauptbahnhofsstation konnte infolge Zugsverstaung nicht eingefahren werden. Unzählige Transporte standen zur Weiterführung nach Polen bereit. Erst nach zwei Stunden wurde unsere Weiterfahrt nach Osten, in die Slowakei, ermöglicht. Auf einer eingeleisigen Nebenstrecke führte man unseren Transport, vorbei an der neuen Stadtseite, woselbst mir die unzähligen neuen Häuserreihen und noch im Rohbau befindlichen Bauten besonders auffielen. Die Stadt Brünn veränderte sich seit dem Weltkriege so gewaltig, dass man sie kaum erkennen konnte. Nur der Spielberg und die Altstadt ließen die Kennzeichen von früher unserem Auge zeigen, dass wir in Brünn uns befinden. Auf der Strecke nach Ungarisch – Brod, woselbst unser Zug um acht Uhr abends eintraf, bot sich unserem Auge und Ohr gar mancherlei Bemerkenswertes. An dieser Bahnlinie zogen schmucke Bahnhofsstationsgebäude vorüber und auch so manch Neugierige fanden sich bei Straßenschranken und auch auf den Bahnhöfen ein, um die durchfahrenden Militärzüge zu sehen. In dieser, meistens von Tschechen bewohnten, Gegend trugen die Bewohner derselben schon von außen durch ihre Gesichtsausdrücke erkennbare Missachtung gegenüber dem deutschen Militär zur Schau. Manche meiner Kameraden grüßten mit Händewinken hinüber zu ihnen, doch was antworteten sie? Geballte Fäuste, lange Nase und dergleichen bot sich unserem Auge. Gemurmelt im tschechischen Schimpfwort konnte man vernehmen.

Dieses Volk hier hatte eine furchtbare Wut auf alles Deutsche. Es schien ihm unglaublich unter Deutschland leben zu müssen. Die Nationaltschechen wollen sich nicht unterstellen lassen. Benesch und Genossen schweben weiter als Führer ihres Volkes in ihrem Geiste, hoffen auch weiterhin auf ihre Rückkehr und Wiedererstehen des tschechoslowakischen Staates, sogar mit Einschluss von mancher deutschen Nachbarprovinz.

In Ungarisch – Brod verteilten wir unserer Mannschaft das Nachtmahl, Kaffee mit Blutwurst und Brot, Zigaretten. Da die Nacht bereits hereingebrochen war, begab ich mich zu meinen Pferden um doch im warmen Waggon auf Stroh gebettet, mit Decken zugedeckt, die verdiente Ruhe im tiefen Schlaf zu finden. Meine Kutscher, lauter lustige Kerle, gaben noch einige lustige Geschichten zum Besten. Unteroffizier Türk Karl klopfte an alle anschließenden Waggonen und rief immer: „Wo sind die Fahrer der 1. Kompanie?“ „Hier ist das gewünschte liderliche Kleeblatt“, antwortete ich ihm und schon rollte die Tür nach rechts, um den einlassbegehrenden Herbergsucher bei uns aufzunehmen. Auch für ihn musste noch Platz sein, gehörte er doch zu uns, der alte Dragoner. Wie Heringe zusammengepfercht lagen wir nun unser fünf beisammen auf 1.70 Meter Lagerbreite. Jeder fand noch genügend Platz, Kälte verspürten wir auch keine. Die Sturmlaterne bot uns genügend Licht, sodass man auch noch einige Zeit zum Munterbleiben übrig hatte, um allerlei Witze zu erzählen und dergleichen. Um zehn Uhr abends zog uns eine neue Maschine wieder weiter hinein ins Slowakenland, dem Südhänge der Weißen Karpaten entlang nach Sillein. Die müden Augenlider fielen bald jedem von uns zu und unsere müden Häupter legten sich hinüber zum tiefen, traumlosen, Schlaf.

6. September

Vier Uhr dreissig morgens. Die kühle Nacht verspürte man an unseren bereits kalt gewordenen bloßen Füßen. Während der Fahrt zog es doch ein wenig bei der Tür herein. Als es im Osten auf den Höhen der kleinen Tatra bereits zu grauen begann, sprang alles auf, kleidete sich rasch an und bewunderte die im Herbstkleide geschmückte Berglandschaft zu beiden Seiten des lieblich anmutenden rauschenden Waagflusses. In Dolny Kubin hielt der Zug eine ganze Stunde um für die bevorstehende Steigung zur Hohen Tatra – Gruppe die neuen Maschinen zu erhalten. Eine größere Bahnstation verriet uns die Wichtigkeit dieser Bahnabzweigung nach Norden hin, über Podzamok den Karpatenrücken hinan nach Galizien ins Dunajectal, Neumarkt – Neu Sandec.

Die Stadt selbst konnten wir nicht ganz sehen, nur große Fabriksgebäude zogen sich längs des Flussbettes entlang. Linker Hand reihten sich schmucke, in bunten Farben neu getünchte Stockhäuser, mit modernen Geschäftsportalen ausgestaltet. Durch die groß angelegte Industrie dürfte sich hier in der Bevölkerung Wohlstand befinden. Zu unserer großen Überraschung erschienen am Bahnhof slowakische Frauen und Mädchen mit Weißgebäck, auch Wurstwaren, und boten selbes dem durchfahrenden Soldaten zum Kaufe an. Im Nu entstieg alles was Füße hatte dem Zuge, um für das Frühstück diese Leckerbissen zu besorgen. In kaum zehn Minuten waren alle Körbe leer. Jeder hamsterte ein, was er nur erreichen konnte. Die Kaffeeausgabe erfolgte um ½6 Uhr, hernach sofort Abfahrt, dem bergigen Gelände hinein, zur Hohen Tatra hinauf. Die Steigung ging ziemlich stark, sodass die zwei Maschinen voll zu tun hatten die schwere Last hinauf auf das Vorgelände der Tatra – Gruppe zu ziehen. Die liebe Sonne meinte es heute besonders gut mit uns. Der Fernblick links und rechts entzückte uns alle von dem romantischen Anblick dieser mit so herrlichen Wiesen, Almen, Laub- und Nadelwäldern und Gesteinsmassive gesegneten Bergwelt. Auf der Weide tummelten sich unzählige Rinder, Schafe und Jungvieh herum. Der getreue Schäferhund und Hirten hüteten mit Sorgfalt ihre anvertraute Herde. Je höher wir hinauf kamen, desto freier fühlten wir uns. Die gesunde reine Bergluft tat uns allen wohl. Ich kannte dieses wohlige Gefühl aus dem schönen Alpenland im heiligen Land Tirol. Nach Langem also wieder auf luftiger Höhe, dem lauten Getriebe entflohen, führte ein Eisenbahnzug mich ins Hohe Tatra – Gebiet, welches ich schon lange mir gewünscht hatte ein Mal zu sehen. Heute ist die Stunde gekommen, in der ich das Glück hatte, so nahe die gewaltigen Bergkuppen in den mit riesigen Wäldern bewachsenen Beskidenbergen bewundern zu können. Mitten in diesen dunkelgrünen Nadelwäldern eingebettet guckten große Hotels und Sanatorien hervor, die so manchem erholungssuchenden Stadtbewohner seine Nerven auf lange Zeit wieder stählten und gesunden ließen. Was hörten wir hier oben? Flieger nahten uns und wir merkten gleich die Grenznähe. Einzelne Maschinengewehrschüsse, so auch Einzelfeuer der Infanterie im nahen Kriegsgebiet zeigten uns, dass die Entfernung kaum zwanzig Kilometer betragen dürfte. Um die Mittagsstunde erreichten wir das liebliche romantisch gelegene Bergstädtchen Poprad. Hier galt es eine Stunde Mittagspause. Am Bahnhofe selbst versammelte sich eine dichte Menschenmenge von einrückenden Slowaken, umgeben von ihren, alle in schwarz gekleideten, Familienangehörigen, die in gedrückter Stimmung die letzten Abschiedsstunden bei ihren schreienden Vätern, Brüdern und Söhnen verbringen wollten. Auch viele Eisenbahnzüge mit bereits in Uniform gesteckten Slowaken passierten diesen Bahnhof und die ganze Bahnstrecke hierher.

Das Slowakenvolk stellte auch alle verfügbaren Männer zum Grenzschutz gegen den einbrechenden Feind aus dem Norden. Wie aus den Gesprächen mit dem slowakischen Militär zu entnehmen war, hatte selbes schon manche Verluste im Grenzabwehrkampf erlitten.

In der Gastwirtschaft des Bahnhofes erhielt man noch vielerlei Speisen und Getränke, sowie auch allerlei Rauchmaterial. Mit letzterem versorgten sich alle Kameraden, da vielleicht in absehbarer Zeit nicht mehr so günstige Einkaufsmöglichkeit sein dürfte. Ein Lebenszeichen von uns gab jeder von hier aus seinen Lieben.

Um ½2 Uhr nachmittags rollte unser Transportzug wieder weiter dem Osten zu. Talabwärts ging es hinunter nach Obykovec, einem kleineren, tief ins Tal eingebetteten Gebirgsort, wo sich die Bahnstrecke nach Kaschau –

(Presov) gabelt. Auf letzterer führen wir die letzten 35 Kilometer nach (Presov). Die umliegende Gegend, dem Osten hin, schien ganz eben und sehr fruchtbares Ackerland.

Die Sonne senkte sich bereits am westlichen Hügelgelände und von Weitem ragten schon die Schloten der nahenden Industrie – Kreisstadt (Presov) uns entgegen. Hier in dieser Militärsammelstelle war unser bestimmtes Reiseziel erreicht.

Auf dem Frachtenbahnhof konnte unser Transportzug nicht sogleich einfahren, da bereits vor uns einige Transporte bayrischer Gebirgsdivisionen eintrafen und selbe erst auswaggonieren mussten. Einige Kilometer entfernt vor der Stadt blieb unser Zug auf offener Bahnstrecke stehen. Der Bataillonskommandeur, Oberstleutnant Teufelhart, begab sich sofort mittels Auto zum Ortskommandant, um nähere Befehle entgegen zu nehmen.

Bei Einbruch der Dämmerung gelangten wir endlich zur Auswaggonierung. Ich selbst veranlasste sofort die Ausladung der Küche und Trainwägen, was mir in zehn Minuten voll gelang. Meine Köche bereiteten das Nachtmahl, sodass alles bereit lag zur Ausgabe. Die Kompaniemannschaft besorgte die Entleerung der anderen Waggonen; nach einer Stunde standen damit alle Waggonen zur Weiterfahrt bereit. Nun hieß es wieder einige Stunden warten, bis Nachricht eintraf was mit uns zu geschehen hat. Schon ganz ungeduldig wurden alle, noch immer kein Bescheid. Endlich, um zehn Uhr abends konnte ich die Nachtmahlausgabe vornehmen. Dieses Mal gab es Kaffee mit Sardinen und Brot.

Erst um elf Uhr nachts traf die Meldung ein, wohin wir gesteckt werden. In zwei etwa vier Kilometer und sieben Kilometer von (Presov) entfernte Bauerndörfer soll unser Bataillon vorläufig geführt werden, da im Stadtgebiet kein Platz für uns mehr blieb. Unzählige Transporte vor uns belegten alle Lagerplätze und Kasernen. Von hier aus geht der Vormarsch über die Karpaten nach Galizien. Unser Bataillon wurde irrtümlicherweise hierher geführt. Im ganzen Armeebereich für den Einmarsch in Polen schien unser Bataillon nicht auf. Folglich mussten wir ins freie Gelände hinaus um (Presov), wo wir auf weitere Befehle zu warten hatten.

Die Mannschaften führten unsere Lastwägen in die neuen Quartiere. Die Küchen und Trains kamen ganz zum Schluss an die Reihe, die ein zurückgekehrter Unteroffizier in die neuen Lager zu führen hatte.

Auf holprigen schlechten Straßen ging es bei silberhellem Mondschein um die Mitternachtsstunde den neuen Zielen entgegen. Unser erster Trainwagen, bespannt mit den beiden Schimmeln von Prinz Ernst und Aschauer sollte als erstes Fuhrwerk fahren, doch wie es bei Militär ja so oft vorkommt, galt es nie eine Regel einzuhalten. Andere unserer Fuhrwerke von anderen Kompanien führen vor und rissen die Wagenkolonne ab. Der Schimmel vom Prinz Ernst wollte jedoch frei Bahn vor sich haben. In der fahrenden Kolonne wollte er absolut nicht parieren. Immer wieder riss er los, bäumte sich auf und schlug hint und vorn aus; kaum zum Bändigen. Die Deichsel brach er ab, die Stränge riss er los, mit einem Wort, nicht mehr zum Fahren. Die ganze Straßenbreite benötigte er, um nur halbwegs vorwärts zu kommen. Ich selbst saß anfangs auf diesem Wagen, doch ich hielt es nicht mehr aus, setzte mich nicht der Gefahr aus, erschlagen zu werden von einem solch rebellischen Gaul. Bei etwas ruhigerem Fahren stieg ich ab und ging neben und hinter dem Wagen. Eine ganze Stunde hindurch trieb dieses Mistvieh sein böses Spiel mit uns. Durch das ewige hin- und hergauckeln lockerten sich die geladenen Futtersäcke und einige kollerten rückwärts hinunter. Wieder ein Aufenthalt mit diesem Malheur. Der Kutscher Maier Johann bemühte sich sehr um das robuste Pferd, redete ihm gut zu, um doch mit heiler Haut ans Ziel zu gelangen. Alle Fuhrwerke vor uns entschwandten bereits unseren Augen. Da die Bahn jetzt frei wurde, beruhigte sich das aufgeregte Tier, auf einmal ging es wie wir wünschten. Eine zirka zwei Kilometer lange Strecke vor uns noch, dann wird endlich auch für uns Ruhe einkehren bis wir das Ziel Gulvas erreichen.

½ Uhr früh tauchten die ersten Häuser am Horizont auf, noch zehn Minuten Weg, dann wird auch von uns das Lager erreicht sein.

Am Ortseingang erwarteten uns bereits der Kompaniechef und Oberfeldwebel Dworschak. Die Stallungen für unsere Zugpferde waren bald gefunden. In leeren Schupfen einige feste Anhängepfähle eingeschlagen, an die dann die sieben Pferde mit der Stallhalter und Strick festgebunden wurden. Die Küche selbst blieb im Hofe stehen. Der Bauer zeigte uns noch die Liegestatt am Heuboden, auf dem Gerstenstroh, in losen Bündeln, uns ein famoses Lager bot. Mir selbst gab er noch einen warmen Pelz auf die Füße. Was wollte ich noch mehr. Fröhlich war jeder von uns doch einmal Ruhe zu haben, selbe sollte aber nicht von langer Dauer sein. Todmüde von dem langen Transport und der letzten gefahrvollen Fahrt hierher schloss unser Küchenpersonal die Lider und versank in traumlosen Schlaf.

7. September

Schon nach halbstündigem Schlaf erwachte ich durch das Schreien unseres Bauern, der uns in slowakischer Sprache mitteilte, dass unser Schimmel auf und davon ist, im Dorfe unten seine Sprungkünste zum Besten gibt. Meine Ruhe schien für mich heute schon vorbei zu sein. Ich selbst natürlich holte mir nicht den ausgerissenen Wicht sondern wollte den Kutscher Maier Johann suchen um gemeinsam ihn zu fangen. Ich rief überall hinein, doch Maier rührte sich nicht, wo der nur steckt? Mein Küchenkutscher Gruber Franz aus Jaidhof hörte mich doch einmal und weckte Maier. Mit Schimpfworten auf diesen Ausreißer lief er mir entgegen und fragte mich: „Wo ist denn dieses Luder hin?“ „Dort drüben, am unteren Ortsende geht er spazieren“. Barfuß sprang er gleich durch das trockene Flussbett, hinunter zum springenden Freiheitssucher. Der Schimmel wollte nicht heim sondern liebte anscheinend die goldene Freiheit mehr. Maier verstand es aber doch mit guten Worten ihn zu beruhigen und es gelang uns beiden ihn zurückzuführen auf seinen Stand. Fester als vor trieben wir den losgerissenen

Pflock in die Erde und schnallten den Strang fester daran an, um so doch sicher zu sein, nicht noch ein Mal geweckt zu werden. Jeder von uns legte sich wieder zum Schlaf.

Nach kaum einer halben Stunde kam der Bauer schon wieder herauf und meldete mir, der andere Schimmel geht auf der Brücke spazieren. „Zum Teufelholen, schon wieder auf wegen diesen Hallodris“, antwortete ich ihm. Maier wollte gar nicht munter werden. Doch ich ließ ihm keine Ruhe, bis er doch aufstand um den Ausreißer heim zu holen. So ging es wieder zur Ruhe. Noch ein drittes Mal auf in dieser kurzen Nacht, da der Prinz Schimmel schon wieder das Weite gesucht hatte. Jetzt war es bereits vier Uhr früh, zum Niederlegen zahlte es sich nicht mehr aus. So blieben wir gleich auf, ich weckte den dienstführenden Koch, der zum Frühstückskaffee Feuer machte. Maier schüttete den Pferden Futter ein und begann gleich mit dem Putzen der Pferde. Das Tagewerk begann. Ein wunderschöner warmer Morgen brach an. Um die sechste Morgenstunde erhob sich alles von ihren Lagern um den Kaffee zu holen. Die Mannschaften schliefen in den Scheunen, die Offiziere und Kanzleipersonal in den Nachbarhäusern von uns.

Die Fassungsstelle nahm in einem Hofe gegenüber unseres Heimes Quartier, so hatten es wir von der 1. Kompanie wieder günstig erraten. Kaum zwei Minuten Weg hinüber und sahen auch alles ankommende Material. Die Ortswache stellte vorerst die 1. Kompanie.

Vormittag wenig Beschäftigung. Nur Reinigung der Montur und Gewehrputzen. Nachmittag Befehlsausgabe. Erste Feldpostkarte ausgefolgt bekommen, mit vorgedrucktem Inhalt und Feldpostnummer 04047 erhalten.

Um fünf Uhr früh kreisten drei polnische Flieger die Bahnhofanlagen (Presov) ab, warfen Bomben hinunter auf eben eingetroffene deutsche Truppen, woselbst es einige Tote und sieben Schwerverwundete gab. Flakabwehr war noch nicht zur Stelle, sodass es dem Feinde mühelos gelang das Weite zu suchen.

In einem Nachbarhaus lag ein toter Hlinkagardist, der am Grenzwall gegen Polen bei einer Streife von einem Heckenschützen erschossen wurde. Seine Kameraden brachten ihn in der Nacht in sein Heimatdorf, woselbst er am hiesigen Friedhof unter zahlreicher Beteiligung der Dorfbewohner und einer Ehrenkompanie unseres Bataillons zur letzten Ruhestätte gebettet wurde. Unser Bataillonskommandant und der Ortspfarrer hielten dem toten Helden einen würdigen Nachruf in deutscher und slowakischer Sprache. Ich selbst wollte auch dieser Trauerfeier beiwohnen, doch leider war ich durch anderwertige Beschäftigung daran verhindert.

Des Morgens sechs Uhr früh, Mittag zwölf Uhr und abends acht Uhr lies ein Hirte sein Blasen eines Hornes in lieblich klingenden Weisen ertönen. Ein sehr idyllischer Volkstumsbrauch des Slowakenvolkes. Das Vieh ging ganz allein des Morgens aus dem Stall hinunter zur Flusstränke und nachher auf die Weide. Spät abends suchten diese traulichen Haustiere wieder ganz allein ihre Ställe auf. Die hiesigen Bauern benötigen nicht viel Zeit zum Füttern und Tränken. Das Vieh besorgt sich alles selbst.

Auch Flachsbau wird hier in großer Menge betrieben. Jetzt ist schon Ernte und haben die Hausmütter und Töchter reichlich Arbeit mit dem Trocknen, Prächeln und Reinigen des Flachshaares. Das Volk hier ist sehr arbeitsam und genügsam. Auch für uns Deutsche haben sie gute Meinung. Man bekam alles, was man wollte. Ich zum Beispiel erhielt von meiner Hausfrau das eigene Bett zur Verfügung gestellt. In dem Zimmer, Kammer und Küche herrschte peinliche Reinlichkeit, überall wo man hinsah, fand man Ordnung. In der Kammer lagen die vielen Leinenvorräte für die beiden Töchter des Hauses in geräumigen Truhen aufgestapelt, schon für die Zukunft der Magaretha und Katharina vorgesehen. Die Mutter Marie, ein außergewöhnlich gutmütiges Wesen, war überhaupt stets für die Versorgung ihrer beiden Kinder eingestellt. Sie widmete sich tagsüber der bäuerlichen Hausarbeiten in der Küche, Stall und auch am Felde mit besonderer Sorgfalt. Jedes Hausgerät stand am bestimmten Platz nur zum Greifen. Uns kam es hier in diesem Hause vor, als seien wir in einem Musterbauernhof, den man bei uns zu Hause nicht überall vorfindet.

Die Kleidung dieser lieben Slowakinen gefiel mir ungemein gut. Ihre bunten Leibchen und Röckchen, welche unzählige Falten besaßen, schmucke Schürzchen, die netten Stieflerl, die mit weiten Puffärmeln und Rüschen gezierten weißen Leinenbluserl, die schönen langen blonden Zöpfe mit eingeflochtenem färbigen Seidenmaschen stellen ihre Nationaltracht als eine der Schönsten dar. Auch unsere beiden jungen Mädchen Magaretha und Katharina besaßen eine ganze Sammlung solcher in allen Farben gehaltenen Seidentrachtenkleidchen. In der Nebenkammer hängen sie auf beiden Seiten auf Holzrechen zur Schau gestellt. Die Mutter Marie führte uns in diesen Aufbewahrungsort hinein um ihre gesammelten Schätze zu besichtigen. Große Überraschung aller Kameraden beim Anblick dieses wertvollen Familienbesitzes. Selten wird man so viele und so schöne Trachtenkleider bei einem Volke vorfinden wie bei diesem guten Bergvolk.

Der Hausvater, ein intelligenter Bauer in den besten Jahren, um die Vierzig herum, gab uns zu verstehen, er sei auch im Weltkrieg als Korporal am russischen Kriegsschauplatz eingerückt gewesen. Daher verstand er auch etwas von der deutschen Sprache. Er erzählte halb deutsch/slowakisch einige Erlebnisse aus seiner ehemaligen Dienstzeit im Weltkrieg und fühlte sich in unserer Soldatenkameradschaft recht wohl. Auch von ihm konnte man jede Gefälligkeit haben. Wir alle waren herzlich froh, auch hier wieder bei anständiger Familie Quartier erhalten zu haben.

Nach der Mittagsmahlzeit nahmen viele Kameraden und auch ich ein erfrischendes Flussbad im nahen Ortsbach und die schmutzigen Socken und Fußlappen unterzogen alle einer gründlichen Reinigung. Hatten doch hier eine so günstige Gelegenheit, auch die nötige Zeit hierzu. Wer weiß wann wieder?

Den ersten Abend hier in Gulvas ließen sich alle Kameraden gut gehen. Das Nachtmahl fiel besonders gut aus. Zahlmeister Brugger brachte aus (Presov) Wurst, Wein, Bier, Zigaretten und allerlei für uns mit. Jeder kaufte für

sich nach Herzenslust ein. Im Rasen des Obstgartens ließ sich die Zugsmannschaft nieder und eine Flasche um die andere ging die Runde durch. Die Stimmung hob sich bald bei fröhlichem Gesang und die Unterhaltung währte bis elf Uhr nachts. Es kam uns hier vor, als seien Manöver und nicht Krieg. Die alten Erinnerungen von unserer ehemaligen Dienstzeit in jungen Jahren kamen in Vorschein. Jeder erzählte, was ihm gerade einfiel. Man konnte aus all diese Schilderungen die mannigfaltigsten Begebenheiten auf den verschiedenen Fronten hören. Der eine gab lustiges, der andere wieder ein ergreifend trauriges Erlebnis kund, wie es eben im Frontleben so abwechslungsreich geschah. Von allen Waffengattungen gab es bei unserem Bataillon Kameraden. Es gab aber keinen Unterschied unter uns, war er von der Infanterie, Artillerie, Kavallerie oder technischen Truppe, alle sind wir gleiche Kameraden. Dies tröstete alle, da wir hier doch gleichen Dienst versehen mussten. Auch das kaum unterschiedliche Alter unter uns, sowie auch die ähnlichen Verhältnisse im Zivilleben fügten die neuerlich zum Militärdienst einbezogenen Männer zu enger Gemeinschaft. All die angeführten Umstände ließen unser jetziges Los leichter ertragen. Unsere gute Hausmutter Marie sorgte schon des Nachmittags für eine angenehme Liegestatt. Das Bettzeug neu überzogen, zwei Polster, eine reichlich gefüllte Tuchent fand ich vor, als die Stunde schlug zu Bett zu gehen. Kamerad Aigner wollte sich auf den Teppich oder auf die Tischbank legen, doch dies ließ ich nicht zu. Er soll auch im guten wohligen Federnbett ruhen. Wenn wir beide am gleichen Strang des Dienstes bei Tag ziehen, so gehören wir auch in Ruhe zusammen; also zu zweit hinein ins warme Federnbett. Wie wohl fühlten wir uns beide. Zu Hause könnte es auch nicht besser sein. Noch im Bette einige Zeit wach gelegen, von unseren Lieben daheim erzählt, dann schlossen sich die müden Lider.

8. – 10. September

Strenge Bereitschaft, kein Verlassen des Ortes, da jeden Augenblick neue Befehle vom Ortskommando (Presov) eintreffen konnten. Täglich Fliegerbesuch von und zu der Front. Abends einzelne Gewehrschüsse, auch Maschinengewehrfeuer im nahen Karpatengrenzgebiet hörbar.

Die zweite Soldauszahlung erfolgte am Nachmittag des 9. im nahen Garten des Nachbarhauses.

Deserteur Zimmermann trieb sich seit unseres Hierseins in (Presov) mit allerhand Gesinde herum. Zahlmeister Brugger ertappte ihn am Bahnhof, nahm ihn fest, überstellte selbigen unserem Kompaniechef, der ihn sofort ins Arrest abführen ließ. Am nächsten Tag kam er strafweise in die Zugseinteilung, jedoch vorläufig ohne Waffe. Zimmermann schien mir beim ersten Sehen in Iglau schon ein Hochstapler zu sein. Nahm mir damals schon vor, keine Berührung mit diesem Menschen zu haben. Von den Ereignissen in Polen ließ man uns ganz im Ungewissen. Keine Zeitung, kein Radio, niemand berichtete uns über das Geschehen in der Welt. Vom baldigen Abmarsch von hier nach Polen sprach man schon unter den Offizieren, aber die Mannschaft sollte nichts davon erfahren. Hier im Slowakenland gefiel es uns ganz gut, nur in der Stadt sollten wir in Garnison sein, nicht so abge sondert von der übrigen Welt, verbannt in einem einsamen Landdorf.

Am Abend des 9. September vernahm man schon aus den Reden der Offiziere: „Baldiger Abmarsch steht bevor“. Wohin wird uns das Schicksal führen?

Wie gewöhnlich, so auch heute, legten sich Aigner und ich in unser warmes Bett und sprachen noch einige Zeit über das Geschehen des heutigen Tages. Ich bemerkte nur so nebenbei: „Wie lange werden wir noch in unserem Federnbett schlafen können?“

10. September

Unteroffizier Bayrl weckte uns um ¼1 Uhr früh und gab bekannt: „Sofort aufstehen, die Küche in Ordnung bringen, alles marschbereit, sechs Uhr früh hat alles abmarschbereit gestellt zu sein. Mittelst unserer Autokolonne wird das Bataillon nach Gorlice, Galizien, geführt.“ „Na, da haben wir das Richtige jetzt erfahren“, bemerkten wir beide. Da kann man eine Freude haben, wieder hinaus ins Polenland: zum dritten Mal gehe ich nun nach Galizien. Nach 24 Jahren also wieder in diese Gegend, in derselben Lage, dem Feinde entgegen, um unser Vaterland vor dem Eindringen des Feindes zu bewahren, die bedrohten Brüder und Schwestern vom Terror der verhetzten Polen zu befreien. Jeder wird im Einzelfalle weiter seine Pflicht erfüllen. Für uns Frontsoldaten galt es jetzt einzustehen mit ganzer Manneskraft und Geist, die in unserer Truppe eingeteilte Jugend auf die Soldatenpflicht im Felde vor dem Feinde vorzubereiten, ihnen ein leuchtendes Beispiel geben, sie auf alle Möglichkeiten aufmerksam zu machen. Der Ernst der Front ist für uns gekommen.

Mit ruhiger Überlegung schritten wir beide hinaus in die dunkle Nacht, weckten die Köche, die Kutscher, und begannen hierauf mit dem Packen des Trains. Jeder von meiner Gruppe erledigte die ihm befohlene Arbeit mit Sorgfalt, sodass ich Gewissheit hatte, die Küche wird bis ½6 Uhr früh verladebereit sein. Für die Fahrt besorgte Zahlmeister Brugger noch die nötigen Lebensmittel und Brot. Punkt ½6 Uhr früh konnte ich die Meldung erstatten: „Die Küche ist abmarschbereit“. Das Auto fuhr vor, alle Habseligkeiten hinauf, sodass vor sechs Uhr schon die Küche zur Abfahrt bereit stand.

Die Mannschaft und Kanzleipersonal bestieg auch vor uns schon die Wagen, sodass Punkt sechs Uhr die Abfahrt erfolgen konnte. Die Pferdefuhrwerke von allen vier Kompanien führte ein Fähnrich.

Kaum verließ unsere Autokolonne die letzte Häuserzeile von Gulvas wirbelte eine mächtige Staubwolke auf. Ganz eingehüllt in diese ging es in mäßigem Tempo nun dahin auf der schmalen holprigen Landstraße dem Sammelorte (Presov) zu. Jeder Wagen musste zirka 50 Meter vom anderen Abstand halten, damit bei einer Panne der nachfolgende Wagen zum Halten Zeit genug besitze.

Trotz aller Vorsicht passierte schon nach kaum eine Viertelstunde während der Fahrt ein Bremsenriss, sodass beinahe ein Zusammenstoß erfolgt wäre. Der Lenker des nachfolgenden Mannschaftsautos bemerkte erst im letzten

Augenblick den Stillstand des beschädigten Wagens, da in einer solchen Staubwolke die Sicht nach vorne nur auf zehn Meter gegeben war. Trotz sofortigen Abbremsens des anschließenden Wagens prallte selbiger mit Wucht an die hintere Bordwand. Der Kühler wurde beschädigt und auch dieser Wagen musste ausgeschieden werden. Die aufgesessene Mannschaft kam mit heiler Haut, ohne nennenswerte Verletzungen, davon. Nur einige Kameraden trugen kleine Abschürfungen der Haut und Beulen am Kopfe davon. Letztere kamen auf unseren Küchenwagen, wo wir sie einige Zeit auf weichen Säcken ausruhen ließen. Die beschädigten Autos schleppte unser letzter Lastwagen bis (Presov). Dort kamen sie zur Reparatur. Die sieben Kilometer lange Strecke bis in das Stadtgebiet (Presovs) legten unsere Kraftwagen in einer Stunde zurück. Von allen Himmelsrichtungen rollten unzählige Wagenkolonnen in diese belebte Stadt um von hier aus auf den Gebirgsstraßen und –wegen die Passhöhen der Karpaten zu erreichen. Die Stadt selbst bot heute schon in früher Morgenstunde ein belebtes Bild. Sämtliche Zu- und Abfahrtsstraßen füllten die kommenden und gehenden Militärtransporte. Am Hauptplatz musste eine Weile halt gemacht werden, da vom Westen und Süden her fahrende Artillerie, Panzertruppen und Trains ihre geschlossene Weiterfahrt vollziehen mussten.

Man sah in dieser Stadt schon viele Firmenschilder die jüdische Namen führten. Also, der größte Handel lag in den Händen der Juden hier. Überall, wo man hinkam, das gleiche Bild. Wie wird es erst in Polen sein? Dort beherrscht der Jude alle Geschäfte, wie einstens im Weltkrieg.

Eine volle halbe Stunde währte unsere Haltezeit, bis wir wieder weiterfahren konnten. Endlose Wagenketten wälzten sich vom Stadtende gegen Nordosten. Längs eines kleinen Gebirgsflusses führte die zur Höhe ansteigende Landstraße mitten durch den mit Nadel- und Laubwäldern bedeckten Ausläufer der Waldkarpaten. Fahrende Gebirgsjägertruppen holten wir um die neunte Morgenstunde ein. Größtenteils Tiroler, Bayern und Kärntner nach ihrer Aussprache, darunter schon sogenannte wetterharte, gebräunte, bärtige Hünergestalten, die schon im Weltkrieg als Kaiserjäger oder Kaiserschützen auf diesem heiß umstrittenen Karpatenkamm anno 1914 – 1915 die Heimat vor dem Feindeseinfall beschützten und auch bewachten. Man sah es ihnen an, dass sie mit der Bergwelt ganz und gar verbunden sind. Diese kleinen Berge kamen ihnen nur als Zwerge vor, gegen die der eigenen Heimat. Langsamem Schrittes ging es mit Mann, Ross und Wagen die steigende Straße hinan. Jeder von ihnen trug feste Gebirgsschnürschuhe und Kappen mit Lederschirm und Edelweiß versehen. Ganz eigenartige Wagengespanne bekam man bei ihnen zu sehen. Selbe stammten aus Südbayern. Eine kurze Rast unserer Fahrkolonne bot uns Möglichkeit mit diesen Gebirgskameraden einige Worte tauschen zu können.

Wieder weiter ging es der steigenden steinigen Gebirgsstraße entlang, immer höher hinauf. Wenige Ortschaften mehr, nur einzelne Gehöfte mit verwitterten Holzhauserln, immer kleiner und ärmer die Behausung der hiesigen Bergbewohner. Die spärlich bebauten schmalen abhängenden Ackerstreifen trugen nur mehr Hafer, Kartoffel, Kraut und Rüben in Zwerggattung. Die rauhe Witterung herrscht hier beinahe ein dreiviertel Jahr, da die Höhe schon über 1000 Meter beträgt.

Die letzten Weiden und Wiesen verschwanden unserem Auge, immer tiefer ging es hinein in die gewaltigen dunklen Tannen- und Fichtenwälder, die ansteigende, in vielen Kurven sich drehende, gut gepflegte Bergstraße hinauf. In Mitten dieses urwaldgleichen Waldgeländes hielt die Kolonne eine halbe Stunde, um der ermüdeten Mannschaft etwas Erholung zu schenken. Ein jeder von uns war herzlich froh, sich im bemoosten, mit Preiselbeerstauden übersäten, Waldboden ausruhen zu können. Der viele Staub an der Montur ließ erkennen, dass wir schon eine gewaltige Strecke Weges hinter uns hatten. In dieser Rast hielten wir es schon aus, doch währte selbe nicht gar lange. Die zurückgebliebenen Wagen holten uns ein und weiter ging es wieder bis hinauf auf den Gebirgssattel, woselbst uns schon beim Verlassen des Hochwaldes mitten auf einer mit niedrigen Strauchwerk bewachsener Waldblöße zur linken Straßenseite das slowakische Zollhaus entgegenblickte. Also am Grenzpfahl angekommen. Ein gar eigenartiges Gefühl überkam uns alle beim Verlassen des slowakischen Bodens. Jetzt weht der Wind von einer anderen Seite. Hier ist bereits Feindesgebiet, nicht mehr weit, dann die ersten polnischen Grenzbefestigungen. In Wirklichkeit stellte ich mir doch etwas mehr vor. Vorerst tauchten hie und da, in den mit Steinblöcken durchzogenem Weideland, vereinzelte Schützengräben mit Maschinengewehrstützpunkten auf. Auch eine Art Brückenkopfstellungen guckten aus den Waldesrändern hervor. Vor denselben bemerkten wir schon etliche Granattrichter, die uns zeigten, hier haben sich schon Gefechtstätigkeiten vollzogen. Die ersten Vorposten des Krieges eröffneten sich unseren Augen. Ein Stück weiter, etwas tiefer im Walde drinnen, waren die polnischen Stellungen links und rechts der abfallenden Straße sichtbar. Eine große Anzahl von Stacheldrahtrollen, zerstreute Bunde von Rundeisen lagen herum. Aus diesen sollten die Drahtverhaue hergestellt werden, jedoch der Pole kam nicht mehr dazu, die deutschen Truppen kamen zu früh und jagten sie über Stock und Stauden. Auf das nächste Hindernis am Weg, einer aus starken Baumstämmen errichteten Barrikade stießen wir, die bereits auf einer Seite durchbrochen war von den uns vorausfahrenden Panzertruppen. Die erste gesprengte Brücke über ein kleines, ins Tal abstürzendes Gebirgsbächel, ließ erkennen, dass der Feind hier gehaust hatte. Die vorgehende deutsche Kampftruppe bahnte sich trotz der Vernichtung der Brücke den Weg über das Wiesenland direkt durch das Flussbett. Mit allen Fahrzeugen ging es durch, wieder weiter die Böschung hinauf auf die Straße. Auch die Radfahrer ließen es sich nicht nehmen aufgesessen durchzuradeln, was ihnen auch ohne Schaden gelang. Die nächste Ortschaft, ein polnischer Provinz – Marktflecken mit einem weiten geräumigen Hauptplatz war am Vortag ohne Kampfhandlung von unserer durchstoßenden Truppe in Besitz genommen worden. Es schien heute Sonntag zu sein, da eine große Menge Volk vor dem Kirchplatz versammelt stand. Die Turmuhr zeigte die elfte Stunde an. Von oben strahlte die liebe Sonne ihre Gluthitze auf uns hernieder. Der

Schweiß rann uns so über unsere, mit dem aschgrauen Staub bedeckten, Wangen. Man sah aus, als seien wir eben aus dem größten Kampfgetümmel gekommen.

Im Eiltempo rasten unsere Wagen immer tiefer ins Feindesland. Schon eine geraume Zeit verstrich, ohne einer Fahrkolonne, einzelnen Gespannen, noch sonst irgend einer Truppe zu begegnen oder einzuholen. Wo fahren wir hier? Vor uns nichts zu sehen von Zivilbevölkerung, tote Gegend. Schon eine ganze Stunde in dieser ausgestorbenen Landschaft gefahren und noch immer nichts vom deutschen Militär bemerkt. Die zu beiden Seiten der Fahrstraße sich hinziehenden Felder und Wälder zeigten sich schon im Herbstkleid. Die Bevölkerung dieser Gegend war entweder geflüchtet oder suchte sich vor den einmarschierenden Deutschen in Verstecken zu verbergen.

Endlich tauchten vor uns auf einer Nebenstraße eigene große schwere Panzer und vier schwere motorisierte Batterien auf die es scheinbar sehr eilig hatten. Unsere Kolonne musste halt machen vor der Einmündung dieser Gebirgsstraße in die von uns befahrene Hauptstraße, um die vom östlichen Nachbarabschnitt kommende Kampftruppe vor zu lassen. Eine ganze Stunde rollten diese modernen Waffen an unserer stehenden Wagenreihe vorbei. Eine undurchdringliche Staubwolke entwickelte sich beim Vorüberziehen dieser im Schnelltempo fahrenden Angriffskolonnen, dass wir kaum einer den anderen ausnehmen konnten. Viele unserer Kameraden suchten auf den zur linken Straßenseite sich hinaufziehenden Kartoffelfeldern Schutz, um nicht ganz im Staub eingehüllt zu werden. Ich selbst und einige Männer von der Küchenmannschaft legten sich ins Wiesengras und warteten hier das Zeichen zur Weiterfahrt ab.

Als der letzte Kradfahrer an uns vorüberfuhr, erscholl das Kommando: „Alles aufsitzen, Kolonne weiterfahren“. Die Motoren setzten wieder ein und weiter ging es, gleich angeschlossen an die jetzt vor uns fahrenden Angriffstruppen.

Nach kaum viertelstündiger Feindesfahrt trennten wir uns von ihr und nahmen auf einer schmalen Seitenstraße Kurs nach Nordosten, immer tiefer hinein ins Polenland.

Um ein Uhr mittags wurde auf offener Straße vor dem Ortseingang eines halb zerstörten armseligen Dorfes halt gemacht. Hier tobte erst gestern ein heftiges Gefecht, die dem auch viele tote Polen auf der Wallstatt liegen blieben. Die gebliebene polnische Zivilbevölkerung suchte bei unserem Eintreffen das Weite oder verbarg sich im Keller, Boden, Scheune und dergleichen. Das magere kleine Rindvieh weidete doch auf den umliegenden spärlich bewachsenen Hutweideplätzen ohne Aufsicht. Hie und da torkelten Gänse und Enten in sumpfigen Wiesen und Tümpeln herum. Die Holzbrücke über den am Ortsrande vorbeifließenden Nebenfluss der Wisloka schien doch noch passierbar. Hier kam es zu keiner Zerstörung.

In diesem Gebiete tauchten die ersten Wachposten bei Brücken auf, um die Überfahrt der nachkommenden Truppen zu ermöglichen, die Brücke vor feindlichen Anschlägen zu bewahren.

Unser Magen knurrte bereits sehr kräftig. Den ganzen Vormittag auf der anstrengenden Fahrt keinen Bissen im Magen als nur das zeitliche Frühstück. Ich erhielt den Befehl das kalte Nachtmahl auszugeben und zwar gab es nur eine Schachtel Sardinen, Brot und kalten Kaffee. Auch Zigaretten verteilten wir an alle Raucher, damit jeder wenigstens einen Glimmstengel im Munde halten konnte, wenn es schon sonst nicht viel zum Beißen gab.

Zu beiden Seiten im Straßengraben hockten unsere Kameraden und verzehrten mit sichtlichem Appetit das karge Mittagmahl. Die kurze Rast verstrich zu rasch, jeder wollte sich noch ein wenig ausruhen, doch es ging gleich wieder weiter, dem uns bekanntgegebenen Ziele entgegen. Gorlice soll von uns besetzt werden. Diese Stadt war uns ja schon vom Weltkriege her bekannt. In diesem Abschnitt erfolgte im Mai 1915 die große Durchbruchschlacht, bei der das deutsche und österreichisch - ungarische Heer die ungeheuer stark verschanzte Stellung der Russen zertrümmerte und den groß angelegten Vormarsch antrat. Hier, in dieser Landschaft, liegen unzählige tote Helden, Freund und Feind, in gemeinsamen Heldenfriedhöfen. An solchen ging es nun öfter vorüber. Das deutsche und polnische Schwarze Kreuz lösten alle sichtbaren Einzelgräber auf und errichteten groß angelegte Heldenfriedhöfe, in denen die Toten ihre letzte Ruhestätte finden. Am Wege bis nach Gorlice zählte ich allein neun solche Friedhöfe. Knapp am Fuße des Hügels auf dem die Stadt sich erhebt, fließt ein schmutziger, graulehmiger Bach gegen Nordwesten hin. Bevor die Einfahrt in das Stadtgebiet erfolgte stauten sich die von allen Richtungen kommenden Wagenkolonnen. Erst vormittags durchbrach unsere Kampftruppe die polnische Widerstandslinie vor der Stadt und drang in das Innere der Stadt gegen elf Uhr mittags. Unser Bataillon rückte um drei Uhr nachmittags mit anderen Truppenteilen von Süden kommend in die unversehrte Stadt ein. Bataillonskommandeur Oberstleutnant Teufelhart erwartete die 13 Kompanien am Hauptplatz und wies uns unweit der katholischen Pfarrkirche den provisorischen Parkplatz an. Die Autos fuhren auf dem holprigen Straßenpflaster des Hauptplatzes hinauf zum Kirchenplatz und nahmen Aufstellung zur weiteren Fahrt in die Quartiere. Alle Offiziere und Unteroffiziere erhielten Befehl im Kreise Aufstellung zu nehmen um die notwendigen Weisungen von Oberstleutnant Teufelhart entgegen zu nehmen. Vorerst kündigte uns der Kommandeur an, dass die 13. Kompanie hier in Gorlice bleibt, die Wagen zu stellen und auch die Streifungen in der Umgebung zu besorgen hat. Einquartierung erfolgte im Gymnasiumsgebäude. Noch ein Mal richtete Herr Oberstleutnant an alle Mannschaften die ernstesten Worte, „ja immer seine Pflicht zu erfüllen, wir sind jetzt im Feindesland, haben schwere Zeiten vor uns und ein jeder von euch wird auch als ehemaliger Frontsoldat heute wieder voll und ganz seinen Mann stellen, wie einstens vor vierundzwanzig Jahren.“ Mit einem heiligen Schwur zu Gott, für Führer, Volk und Vaterland zu kämpfen und den Sieg erringen helfen, schloss der Appell und jeder eilte zu seiner Abteilung um den erhaltenen Befehl sofort durchzuführen.

Während wir noch am Hauptplatz einige Zeit auf die Weiterfahrt ins Quartier warten mussten, strömten von Süden kommend unzählige Truppenteile dem Hauptplatz zu. Die Kommandanten holten sich vom Ortskommando, welches erst um ein Uhr mittags errichtet wurde, nähere Befehle zur Weiterfahrt. Unübersehbar der ganze Platz angestellt von allen möglichen Waffenteilen. Panzer, Artillerie, Pioniere, Infanterie, Gebirgsjäger, Autokolonnen und Traintrasse füllten den geräumigen Platz mitten im Orte.

Eine glühende Hitze drückte auf uns hernieder. Wie im Schweiß gebadet schmachteten alle auf den Autos oben. Erst nach einer vollen Stunde konnte die Bahn zur Weiterfahrt freigelegt werden. Auf allen Zu- und Abfahrtsstraßen stauten sich die Gespanne, Autos und Panzer, man wusste oft nicht wie dieser Knoten gelöst werden könnte.

Fünf Uhr zwanzig nachmittags konnte die Weiterfahrt ins vorgesehene Quartier durchgeführt werden. Der Weg dorthin war nicht lange. Einige Straßen hindurch, um eine Biegung des Parkes, dann standen wir vor dem stattlichen Stockgebäude des Gymnasiums von Gorlice. Am Vorplatz nahm unsere Autokolonne Aufstellung. Einige Züge Infanterie, ihrer Sprache nach Bayern, ruhten etwas im Rasen aus. Alle Mann verstaubt, verschwitzt und abgspannt von den Strapazen der letzten Märsche, hatten hier doch ein wenig Ruhe gefunden im Schatten der hier auf dem Vorgarten stehenden mächtigen Lindenbäumen. Unsere Kompanieführung mit Bataillonsstab eilte sofort nach Einfahrt auf diesen Lagerplatz in das Gebäude um die Quartiere zu besichtigen. Zirka eine halbe Stunde weilten die Offiziere dort und wir wären schon froh gewesen, endlich einmal ans Ziel gelangt zu sein, doch es kam anders. „Alles abfahrbereit zur Weiterfahrt“, gab der Kompaniechef den Befehl. Also wieder weiter. Wohin, die Frage aller. „In das neue Volksschulgebäude geht es weiter“, kam die Antwort. Hier kommt ein höheres Kommando in Unterkunft. Die ersten Wagen revisierten und erreichten in einigen Minuten freie Bahn zur Weiterfahrt. Das neue Ziel lag nur fünf Minuten entfernt vom Gymnasium, etwas abseits der Stadt, auf einem noch nicht geebnetem Abhanggelände. Ein zwei Stock hohes Gebäude, außen noch im rohen Ziegelmauerwerk, die neue Volksschule, unser zu beziehendes Quartier lag nun vor uns. Die Zugsmannschaften eilten mit Sack und Pack hinein in die für unsere Kompanie bestimmten Zimmer und legten ab. Die Küche und Autos nahmen auf dem freien Hofplatz hinter dem Gebäude Aufstellung. Im Kellergeschoß fand ich eine geräumige Küche vor. Die Wände verfliest, Boden gepflastert, mit zwei hohen Fenstern gut belichtet, ein großer moderner Küchenherd, alles vorhanden, nur eine Trinkwasseranlage war im ganzen Haus nicht zu finden. In einem abgeschiedenen Kammerl fand man einen Brunnen vor, von dem man Wasser mit einem Ziehkübel heraufziehen musste. Vorerst probierten wir ein kleines Gefäß zum Heben und nahmen das Wasser nur zum Waschen. Ein Fläschchen Wasser übergab ich unserem Arzt zur Probe. Dr. Kúpka, unser Bataillonsarzt, untersuchte das Wasser und stellte fest, dass es nur abgestanden sei und Gift nicht enthalten ist. Zum Trinken riet er selbes nicht. Im nächsten Dorfbrunnen erhielten wir dann gutes kühles Trinkwasser.

In der Küche machten es sich die Köche recht bequem. Alle Lebensmittel und Vorräte stapelten wir hier auf. Der Herd jedoch wollte nicht parieren. Wir hielten Nachschau, da fanden wir alles verstopft mit Russ uns Unrat vor. Zum Reinigen desselben fehlte uns der hierzu nötige Werkzeug. So ließen wir es stehen.

Die Feldküche stellten wir vor die Fenster, einen Fensterflügel entnahm ich aus dem Stock und die Verbindung war schon hergestellt. Das Mittagmahl war heute kalt, nur Sardinen und Brot, so gab es dafür ein kräftiges Nachtmahl: Gulasch aus Frischfleisch mundete allen gut. In den Gasthäusern gab es keinen Alkohol, nur Sodawasser und Fruchtsäfte. Die Polen verschleppten von hier alles und nahmen mit was nur zu nehmen war.

Die Nachtruhe nahmen wir gleich in der Küche ein. Ich selbst verschaffe mir im Gymnasiumsgebäude sechs eiserne Bettstellen für das Personal der Küche. Stroh gab es für die erste Nacht wohl noch nicht. So legte sich jeder nach seiner Art nieder. Vater Patzl lag auf den Hafersäcken, Aigner auf der nackten Bank. Die Köche Gewenner, Windhor und Schrenk legten sich im nächstgelegenen Raum auf Stroh, das von den Polen zurückgelassen wurde. Ich selbst nahm mir eine Schultafel, legte selbe ins eiserne Kapletts und gab das Zeltblatt darauf. Einen leeren Sack auf einen Kopfpolster zugerichtet, tat ich an das Kopfende, dann mit Mantel zugedeckt, so verbrachte ich die erste Nacht im Feindesland. Der Körper ruht ganz vorzüglich, nur hie und da erwachte ich und verspürte ein Weh in den Knochen, auf die andere Seite gelegt, dann schlief ich wieder einige Zeit; so wechselte ich halt einige Male die Seite bis der Morgen graute.

11. September

Der Erste wieder auf den Beinen war ich heute. Ich war herzlich froh, dass es wieder Tag geworden. Die gewöhnte Beschäftigung war mir lieber als die harte Liegestatt. Die Zahlmeisterei hielt gleich neben unserer Küche in einem Nebenraum Einzug. Für die 13. Kompanie war diese Fassungsstelle sehr günstig, hatten wir doch Gelegenheit für unsere Bedürfnisse gleich die erste Einheit bei der Fassung zu sein.

Viele Kinder und Frauen aus dem Bauernstande stellten sich in der Küche ein und boten Eier, Butter, Hühner zum Verkauf oder Tausch gegen andere Lebensmittel oder Naphta (Petroleum) an. Vier Stück Eier, 10 Pfennig; ein Kilogramm Butter 1 RM; ein Huhn 2 – 3 Mark, billig. Viele Kameraden deckten ihren Bedarf an diesen Waren zur Genüge ein. Hunger litt hier niemand.

Herr Oberleutnant Hainisch ging mit der dienstfreien Mannschaft um sieben Uhr früh in die Umgebung auf Streife und brachte schon um die Mittagsstunde zwölf Gefangene, zwei Maschinengewehre samt Karetten, unzählige Munition für Infanteriegewehre, Granaten, Handgranaten und diverses Ausrüstungsmaterial ein.

Im Polizeigefängnis versah eine von uns gestellte Wache (zehn Mann, ein Unteroffizier) Dienst. Dort waren die ersten polnischen Gefangenen, meistens entlassene Sträflinge, in einem Raum von 25m² Bodenfläche unterge-

bracht. 176 Mann. Wie die Heringe zusammengepfert, Mann an Mann. Niemand durfte hinein noch heraus. Als ich abends das Nachtmahl der Wachmannschaft überbrachte, erzählte mir Unteroffizier Zehetner von dem hier so schweren Dienst. Er kann die wild gewordene Bande nicht mehr allein bändigen mit seinen paar Leuten. Ich soll es dem Kompaniechef melden, er braucht Verstärkung. Die zwei Feldgendarmen kümmern sich nicht viel um die eingebrachten Gefangenen, da sie wieder weiter Gefangene eintreiben mussten. Einige Male gaben sie in die wild gewordene Gefangenenmenge scharfe Schreckschüsse ab, worauf sich wieder ein wenig Ruhe einstellte. Es ging aber so auf die Dauer nicht weiter. Diese wilde Herde hatte schon vier Tage nichts zu essen. Der Hunger trieb sie zur Revolte. Hier muss Wandel geschaffen werden. Nicht einmal ihr Notdurft konnten diese verrichten. Zustände herrschten hier, die ehestens behoben werden mussten. Die Zahl der Gefangenen erhöhte sich von Stunde zu Stunde, da muss ein großes Gefangenenlager errichtet werden.

Noch um zehn Uhr abends berichtete ich Herrn Oberleutnant Hainisch von den Missständen bei den Gefangenen. Sofort machte ich noch zwölf Mann stellig und überbrachte sie der bedrohten Wache. Hierauf war für heute meine Aufgabe erfüllt.

12. September

Mittags löste Unteroffizier Bayrl mit seinen neuen Wachmannschaften die Gefangenenwache ab und sorgte sofort für Besserung der Lage im Gefangenenlager. Im geschützten Hofe ließ er Kessel mit frischem Trinkwasser aufstellen, Latrinen graben, damit die Gefangenen Wasser erhalten konnten und auch die Notdurft verrichten. Auch für frische Luft war vorgesehen. Verpflegung kam auch vom Ortskommando, Suppe, Kartoffel und Brot. Also endlich Vernunft angenommen. Jetzt legte sich der Sturm und alles ging ruhig vor sich. Die Gefangenen waren sichtlich beruhigt und der Dienst damit erleichtert.

In der vier Kilometer von Gorlice östlich gelegenen Naphta – Raffinerie hatte unsere Kompanie auch eine Wache mit fünfzehn Mann zu stellen. Auch dorthin musste die Verpflegung mit einem Fuhrwerk gebracht werden. Frühmorgens sechs Uhr und abends sieben Uhr ging die Fahrt dorthin. Ich selbst besorgte diesen Außendienst stets allein. Die dortige Wache erzählte mir jedes Mal allerlei Vorkommnisse und auch von der Größe dieser Anlage konnte ich mich persönlich überzeugen. Acht große Schornsteine, jeder zirka sechzig Meter hoch, riesige Lager von Erdöl, eigene Bahngeleise zum Hauptbahnhof. Im Ganzen sollen vier Million Hektoliter Benzin hier gelagert sein. Eine Million davon war noch gebrauchsfähig, die anderen drei Millionen wurden von abziehenden Polen unbrauchbar gemacht durch Vermischung mit allerlei Ölen. Die Kesselanlagen wurden gesprengt. Die ganze Anlage betriebsunfähig, zerstört beim Abziehen der Polen. Von hier holten die durchfahrenden Kraftfahrzeuge Brennstoff, solange der Vorrat langte. Ein stetes Kommen und Gehen bei Tag und Nacht herrschte dort. Eine eigene Ausgabestelle von Erdöl – Benzin und Ölen arbeitete dort ununterbrochen. Arbeitsdienst sorgte dort für Wiederherstellung der Wege und Straßen, damit die Zu- und Abfahrt klaglos verlief.

13. September

Das Bataillonskommando samt Stab und Zahlmeisterei ging schon zeitlich früh, um sechs Uhr, weiter nach Krosno. Auch die anderen drei Kompanien verließen uns und gingen mit den vorgehenden Kampftruppen gegen Osten, vorerst Jaslo, Krosno, Sanok, Ostrice, Dobromil, südlich von Przemysl. Die 13. Kompanie verblieb in Gorlice als Besatzungstruppe. Von nun an mussten wir uns selbst verpflegen, ohne Fassungsstelle. Eine schwere Aufgabe für mich, denn hier in der Stadt gab es nicht mehr viel zum Auftreiben, da die Polen alles mitgenommen und Zufuhr nicht mehr möglich war, da die Bahnen alle eingestellt, die Brücken gesprengt, Autos keinen Brennstoff erhielten. Der Zahlmeister beim Ortskommando, ein Reichsdeutscher, kam mir sehr freundlich entgegen. Wir beide lernten uns bald verstehen und unterstützten uns gegenseitig so gut es eben ging. Auch in den Kaufhäusern und Fleischhauergeschäften erhielt ich noch verschiedene Lebensmittel für unsere Küche. Teils durch Beibringung, teils durch freien Kauf brachte ich ganze Vorräte zusammen, um im Notfalle genügend Eßwaren am Lager zu haben.

Besonders entgegenkommend war mir der Vater einer Kaufhausbesitzerin am Hauptplatz von Gorlice. Wie ich im Geschäft die Einkäufe besorgte, näherte sich mir ein älterer gutmütig aussehender Herr in Zivil und sprach mich in deutscher Sprache an, was ich alles benötige. Ich gab ihm verschiedene Waren bekannt; er bot mir sofort seine Hilfe an, als Dolmetsch mit mir zu gehen, von einem Geschäft zum anderen. In seine Wohnung führte er mich auch und ich muss gestehen, ich habe schon lange nicht Gelegenheit gehabt, im Feindesland einen so aufrichtigen Menschen gefunden zu haben, wie diesen Mann. Seine Frau servierte mir Wurst, Käse, Obst und Schnaps, sodass ich momentan etwas benommen war, von ganz fremden Leuten vielleicht im Feindesland in eine Falle gelockt worden zu sein. Dem war wirklich nicht so, sondern der betagte Mann nahm sich zuerst von jedem und gab mir zu verstehen, dass keine Gefahr für mich bestehe, irgend vergiftet zu werden. In Gesellschaft erzählte er mir von seiner Jugend, dass er als Feldwebel im österreichisch – ungarischen Heer gedient habe, von Beruf aus Selchermeister sei, 72 Jahre alt ist und zwölf Jahre in Amerika den Beruf selbständig ausübte, die englische, deutsche und polnische Sprache perfekt in Wort und Schrift beherrsche und auch Wien sehr gut kenne. Um mich persönlich über seine Angaben zu überzeugen gab er mir Dokumente, Briefschaften und Fotografien zur Einsicht. Ich fand all seine Berichte für richtig. Meine Familienverhältnisse in der Heimat interessierten ihn sehr und bat mich nach meiner Heimkehr ein Lebenszeichen zu geben.

Nach einstündiger Unterhaltung hieß es wieder an die Arbeit schreiten. Wir beide suchten noch einige Geschäftsläden auf, fanden noch hie und da notwendige Waren für die Küche vor und beschlagnahmte alles was von Bedeutung war. Nachmittags holten wir diese Eßwaren und Gewürze mit einigen Männern ab.

Nachmittags erhielten die Juden vom Ortskommando den Auftrag sofort alle Radioapparate abzuliefern an den Bürgermeister und dieser wieder musste sie an die Truppen leihweise weitergeben. Auch unsere Kompanie erhielt einen Apparat, doch leider kein elektrischer Strom vorhanden, da die abgezogenen Polen das Werk teilweise zerstört hatten. Die, vor kurzem, eingetroffene technische Nothilfe arbeitete bereits im Werk und für abends soll schon Licht kommen, hieß es beim Ortskommando. Gegen fünf Uhr nachmittags hatte ich einen wichtigen Dienstgang zum Ortskommando und passierte hierbei auch den Platz, an dem der Judentempel stand. Wie erstaunte ich, als ich in die Nähe kam. Die Fenster und Türen eingeschlagen, die Inneneinrichtung demoliert und am Boden lagen die religiösen Schriften, Bücher und Beleuchtungskörper im wüsten Durcheinander. Ein fürchterlicher Anblick. So etwas konnte ich im Weltkrieg nicht feststellen. Trotzdem hier ein jüdisches Gotteshaus steht, hätte man nicht so pietätlos vorgehen, alles zerstören, sollen. Diese Tat ungeschehen, wäre jedenfalls besser gewesen. Diese Meinung hatten nicht wir alleine, sondern auch viele andere Truppen, die diese Untat schauten.

Die Gasthäuser füllten sich abends, doch zum Trinken gab es nur Sodawasser, Limonade und hie und da ein Faß Bier, doch ich hatte kein Glück eines zu bekommen. Wein gab es überhaupt nicht. In einem Gasthause wurde schon öfters Bier gesehen, doch dort stand eine Wache auf Posten, der nur Offiziere einlassen durfte. Für die Mannschaft gab es keinen Zutritt. Man sah hier schon wieder den Größenwahn, der nicht zum Ausrotten ist, auch im Deutschen Heer nicht. Man glaubte, es gebe jetzt solch Missstände nicht, doch eine bittere Enttäuschung konnten wir erleben.

Für abends standen zwei Faß Bier bereit, die einige Unteroffiziere im Keller eines Gasthauses (Judenbesitz) auffanden. Die Mannschaft sprach diesem edlen Tropfen reichlich zu, ich jedoch erhielt nur mehr einen halben Liter davon, da ich erst von der Nachtmahlausgabe um ½11 Uhr nachts heimkehrte. Einen Schluck versuchte ich noch daran, doch mir war das Bier viel zu kalt. Einen warmen Kaffee holte ich mir noch aus der Küche und ging schlafen.

14. September

Da sich die Gefangenenzahl auf 500 Mann erhöhte, musste ein Transport nach Neu Sandec von unserer Mannschaft überstellt werden. 25 Mann Bewachung mit zwei Unteroffizieren gingen schon um sieben Uhr früh von unserer Kompanie zum Gefängnis ab, übernahmen 300 Gefangene, unter diesen die ersten eingebrachten Schwerverbrecher, und gingen mit diesen zu Fuß nach Neu Sandec, ein Weg von 35 Kilometer.

Herr Oberleutnant Hainisch nahm 35 Mann auf Streife in die umliegende Gegend um die Ortschaften und einzelne Gehöfte nach Waffen, Munition und feindlichen Schützen abzusuchen.

Für die immer in größeren Mengen eintreffenden Gefangenen musste ein großes Lager gesucht werden. Herr Kompaniechef, Oberleutnant Fuchs, und der Ortskommandant fanden in dem außerhalb der Stadt gelegenen Rohbau einer Schuhfabrik eine sehr günstige Unterkunft für 4000 Gefangene. Eine große, lange, gedeckte Halle bot genügend Platz für die Liegestatt. Ein eingezäunter Hof, auch für tausende Mann, gab Bewegungsmöglichkeit.

ENDE der persönlichen Aufzeichnungen über den Polenfeldzug.